Novellen

musikalisch-dramaturgische Aufsätze

und

Gedichte

von

R. O. Spazier.

Erstes Bändchen.

Schleusingen, 1836.

Verlag von Conrad Glaser.

BIBLIOTHECA
REGIA
NEAPOLIS

Vorwort.

Indem ich dem Publikum hiemit eine Reihe von Arbeiten noch einmal übergebe, die bereits vor mehreren Jahren in verschiedenen Zeitschriften gedruckt erschienen, bediene ich mich eines Rechts, das unzählige Beispiele bereits zum Vortheil der Schriftsteller zu einem überall anerkannten Gewohnheitsrechte gemacht haben. Dasselbe ist freilich vorzüglich zu Gunsten des Schriftstellers eingeführt; indeß ist es eine nothwendige Folge von der Art und Weise, in welcher in den meisten Fällen heut zu Tage ein junger Mann in die literarische Welt zu treten gezwungen ist. Die Zeitschriften sind die erste Arena, in die man ihn zuläßt, aber, Himmel! in wie viel Bruchstücke muß er sich zertheilen lassen,

um zu einer von den vielen Schüsseln seine Beiträge zu liefern, welche täglich der Lesewelt vorgesetzt werden, und obendrein servirt man dieselben an gar vielen abgesonderten Tischen, zu welchen sich wieder besondere Kreise von Gästen setzen; bald trägt man seine zerstückten Glieder im Süden, bald im Norden, bald im Osten, bald im Westen unsers Vaterlandes auf, und selten findet es sich, daß ein Gast ihn an mehreren Tafeln zugleich kennen lernt. Was Wunder also, daß er so gern später, zumal wenn es ihm gelungen ist, die Aufmerksamkeit der literarischen Welt als ganzer zusammenhängender Menschen auf sich zu ziehen, die früher zerstreuten Glieder zusammenliest, um den Leuten zu zeigen, daß er auch früher schon Arme und Beine, und vielleicht auch Kopf und Herz, am rechten Flecke gehabt habe?

Dem Verfasser ist es in dieser Beziehung besonders übel ergangen. Er hat geraume Zeit für das Publikum in drei verschiedenen Gestalten existirt; die Einen kannten ihn nur als den Neffen Jean Paul's, die Andern als den musikalischen, und die Dritten nur als den politischen und historischen Schriftsteller. Besonders die Gegner des letztern mochten von den beiden ersten nichts wissen, und Herr von Schenk in Bayern, der Dichter und Aesthetiker, ließ dreist verkünden: der Mann mache politische Journalaufsätze, weil er etwas anderes

nicht machen könne und nichts gelernt habe. Man ist freilich in Bayern in literarischer Hinsicht oft ziemlich naiv.

Doch darum verliert unter diesen Umständen durch die Sammlung hie und da gedruckt gewesener Arbeiten auch nur der sehr kleine Theil des Publikums, der sie alle schon gelesen. Die Meisten finden ein oder das andere Neue, was sie unterhalten mag; Manche gewannen wohl dies und jenes lieb und sind gern zufrieden, es entweder zu besitzen, oder doch im Zusammenhang wieder zu lesen. So weiß unter andern der Verfasser, daß ihm seine musikalischen Arbeiten manchen Freund und manche Zustimmung erwarben; er verhehlt auch nicht, daß er für sie eine besondere Vorliebe hege, so wie, daß er gern darüber ein Urtheil vernähme, und daß er besonders froh gewesen sey, einige Erzählungen geschrieben zu haben, damit dieselben, beim größern Publikum dem Büchlein eher Eingang verschaffend, jene unter ihrem Schutz den gebildeten Musikfreunden mit zutrügen. Neugierig wäre er endlich wohl auch, zu vernehmen, ob er, den man bisher meist ernst gesehen, in den „Taschenbüchern auf 1828" auch einen vernünftigen Spaß zu machen verstanden habe.

Mit mehr Scheu habe ich freilich einiges Rhyth-

miſche angereiht; dergleichen iſt heut zu Tage immer unverzeihlich. Doch tröſte ich mich damit, daß man es in den Kauf obenein erhält, beſonders aber, daß den größten Polniſchen Dichter gelegentlich dabei etwas kennen lernt.

Die
Tuchherren von England.

Novelle.

Die Tuchherren von England.

Novelle*).

1.

Es war ein rauher Octoberabend, an dem in der weiten Halle auf dem Schlosse von Shrewsbury die Gräfin und deren schöne Tochter Margaretha am hellloderndem Kaminfeuer saßen, an den Verzierungen eines Wehrgehänges arbeitend für den Grafen, der bereits vor mehrern Tagen an den Hof König Heinrichs, des dritten Sohnes des großen Eroberers, dessen erster und liebster Vasall er gewesen, sich nach London begeben hatte. Das Wetter draußen war so unfreundlich, daß der gegen die hohen gothischen, oben im Bogen spitz zulaufenden Fenster anstürmende Wind den ämsigen Arbeiterinnen oft einen Luftzug durch die, zu damaliger Zeit noch unvollkommenen Scheiben zuschickte, und nicht selten Margarethens faltenreich über den Sessel zur Erde fallendes Gewand bewegte. Das Gefühl der Einsamkeit mußte unter solchen Verhältnissen und Umgebungen die Frauen um so mehr drücken, als erst am Morgen die Nachricht

*) Zuerst im Morgenblatt, Märzheft 1829.

hieher gelangt war, wie der ältere Bruder des Königs, Herzog Robert von der Normandie, dem die Erbfolge nach dem Recht gebührte, von seinem Zuge nach dem heiligen Lande zurückgekehrt und bereits wirklich in Rouen angelangt sey.

Die Liebe zur Heimath hatte den ritterlichen Robert bewogen, die ihm angebotene Königskrone von Jerusalem auszuschlagen; im festen Glauben, er werde sie annehmen, hatte nach dem Tode des ältesten Bruders, William Rufus, Heinrich, der jüngste, den Thron in Besitz genommen und mochte freiwillig nicht zurücktreten. So stand daher, da König Ludwig von Frankreich sich rüstete, dem Herzog Robert zu dem Throne von England wieder zu verhelfen, ein heftiger Bruderkrieg bevor. Ja es ging sogar das Gerücht, der Herzog halte sich am englischen Hofe bereits seit geraumer Zeit unter fremden Namen auf, um sich von der Lage der Dinge in England selbst genau zu unterrichten, was in sofern leicht Glauben verdiente, als er von Kindheit in der Normandie, Heinrich aber in England gelebt, die Brüder sich daher früher nie gesehen hatten, und die lange Abwesenheit Roberts in Palästina ihn selbst den Wenigen, die ihn als Jüngling gekannt, entfremdet haben mußte.

Das unheimliche Gefühl, welches stets bei der ersten Kunde von dem Herannahen eines der Allgemeinheit wichtigen großen Ereignisses in den Einzelnen sich erzeugt, ward für die Gräfin und ihre Tochter noch durch einen besondern Umstand gesteigert, der vornehmlich Margarethens sonst so blühendem Gesicht „des Gedankens Bläße angekränkelt" hatte.

„Am Ende bangen wir aber ganz ohne Grund, Margarethe," hub die Gräfin an und brach das schon seit Stunden auf beiden laſtende trübe Schweigen; „eigentlich könnten grade wir ja uns über die dem Lande drohende Gefahr nur erfreuen. Warten des Königs doch nun ganz andere Sorgen, da es um eine Krone zu kämpfen gilt, daß er darüber gewiß den Dir doch nur aus vorübergehender Laune gethanen unziemlichen Liebesantrag ganz und gar vergeſſen muß. Und, was die Hauptſache iſt, er wird jetzt auf alle Weiſe den Vater ſchonen müſſen, da deſſen Benehmen in dieſer gefährlichen Lage das ſo vieler andern mächtigen Vaſallen beſtimmen wird."

„Ach," fiel ihr Margarethe in das Wort, „Du hätteſt Recht, Mutter, wäre die Botſchaft früher gekommen, ehe der Vater nach London ging. Was kann aber in den langen acht Tagen nicht alles geſchehen ſeyn!"

Eben ſuchte die Mutter noch mühſam nach einigen Troſtgründen für die ängſtliche Tochter, da dieſelbe Vorſtellung auch ſie gepeiniget hatte, als plötzlich der alte Diener, der allein den Grafen nach London begleitet, triefend vor Näſſe, — denn der Regen goß draußen jetzt in Strömen herunter, — in die Halle ſtürzte, aber athemlos nach Worten rang.

„Um Gottes Willen, wo iſt der Graf, Euer Herr?" rief geiſterbleich die Gräfin.

„Entflohen — nach Frankreich, zum Herzog Robert, nach Rouen" — keuchte der Diener; „der König wüthet. Einige Tage," fuhr er, als er ſich etwas mehr erholt, fort, „einige Tage nach unſerer Ankunft in London ließ der König uns beide in den Kerker werfen, weil mein

Herr, so konnte ich aus seinen Aeußerungen vernehmen, ihm ein ungebührliches Verlangen fortwährend geweigert; mich warf er mit hinein, damit Euch von Niemand Nachricht gebracht werden sollte und auch sonst die Leute nichts erführen. Aber gestern, als die Botschaft von Frankreich kam, gelang es uns in der Verwirrung die Hüter zu täuschen. Der Graf mußte in der höchsten Eile an die Küste. Mich schickte er her, Euch vor des Königs Zorn zu sichern. Er wird jetzt erbarmungslos gegen Euch verfahren. Sie sind mir schon auf den Fersen — Eure Habseligkeiten —"

„O Gott, zu spät!" jammerte Margarethe am Fenster laut auf. „Sie kommen, sie sind schon da!"

Hell erglänzten die Fenster vom rothen Scheine unzähliger Fackeln, die von dem Schloßhofe in die dunkle Nacht leuchteten. Mit schrecklichem Gepolter stürzte das große Hofgatter, das die entflohenen Wächter nicht augenblicklich geöffnet, ein; bald schallten die ehernen Tritte Reisiger in der Vorhalle. Betend war die Gräfin in der Mitte des Gemachs auf die Kniee gesunken, Margarethe, die sich mühsam an den Fensterpfosten aufrecht erhielt, lauschte in Todesangst der seltsam peinlichen Stille, die plötzlich eingetreten war. Bald darauf öffnete sich geräuschlos die Thüre und nur Ein hoher gewappneter Mann trat hastig allein in die Halle. Nachdem der Ritter, zu ihrem Erstaunen, die Thüre sorgsam vor der draußen stehenden Schaar zugedrückt, eilte er auf die beiden Frauen zu und fragte hastig, während er ehrerbietig den Helm vom Haupte nahm:

„Wo ist Graf Shrewsbury? noch im Schloß?"

Verwundert sah Margarethe auf die herrliche Gestalt, in das kräftige, von der Sonne gebräunte männliche Gesicht, auf die goldbraunen Locken, die, sobald er den Helm abgenommen, bis auf die Schultern herabfielen, und während die in der Verwirrung ungepflegte, halb erlöschende Flamme nur noch ein halbes Licht auf die übrigen Gegenstände warf, glänzte ein heller Widerschein noch auf der gepanzerten Gestalt, und hob diese aus den düstern Umgebungen, eher wie einen himmlischen Schutzboten, als wie den Schergen eines Tyrannen, heraus.

„Mein Herr ist nach Frankreich, der Rache des Königs entkommen," entgegnete auf seine Frage, mühsam sich aufrichtend, die Gräfin; „doch sein Weib und sein Kind liegen schutzlos vor seinem Zorne hier."

„So ist er mir zuvorgekommen!" fuhr der Ritter fort; „aber es freut mich doch, des Königs Auftrag übernommen zu haben, um mich einem so wackern Herrn, wenn auch auf andere Weise, zu verpflichten. Der König hat Euch Eurer Besitzungen beraubt, Gräfin Shrewsbury; der König will, Ihr sollt sogleich mit Eurer zarten Tochter allein das Schloß verlassen, damit Ihr, hülflos im Lande umher irrend, das Zeichen seines Zorns zum abschreckenden Beispiel zur Schau traget."

„Gott! in dieser rauhen Nacht!" rief Margarethe, sich nun ebenfalls neben die Mutter auf die Kniee hinwerfend, doch dabei vertrauungsvoll dem Ritter in die großen, mild strahlenden, blauen Augen blickend.

„Seid ruhig, Fräulein," erwiederte dieser, sich in ritterlicher Galanterie zu ihr herabneigend, und ihre Hand

erfassend; „des Königs ausdrücklicher Befehl muß zwar sogleich befolgt werden, weil seine andern Diener draußen darauf warten; aber ich kann Euch Zeit lassen, Euch mit Euern Kostbarkeiten zu versehen; mein Knappe soll Euch nach einem sichern Orte führen."

Ein Geräusch hinter ihnen schreckte die Frauen auf, mit einem Schrei sank Margarethe zu Boden; der Ritter ließ sich auf ein Knie nieder, das Haupt so tief wie möglich herabgebeugt. Der König stand hinter ihnen. Zu viel hatte diesem unter den plötzlich eingetretenen Umständen, die jede andere Begier in den Hintergrund gedrängt, daran gelegen, den glänzendsten Beweis davon zu geben, daß das sich bereits verbreitende Gerücht von der wahren Ursache der Flucht des Grafen Shrewsbury ungegründet sey; er wollte darum selbst bei der Vertreibung Margarethens aus ihrem Vaterhause zugegen seyn, und war bald seinen Abgesandten nachgeeilt. Durch den dunklen Schein der Flammen bekam seine kleine Gestalt, namentlich im Vergleich mit dem anwesenden Ritter, ein unheimliches Ansehen. Wiewohl er glücklicher Weise dessen Worte nicht vernommen hatte, kniffen sich doch die kleinen Augen fast ganz zusammen, als er zu dem Ritter scharf betonend sagte:

„Hätte ich doch kaum gedacht, Herr Ralf, daß Ihr meinen Auftrag in so zierlicher Stellung ausrichten würdet; Eure Galanterie ist hier am unrechten Platze; nehmt Euch in Acht, daß ich nicht erfahre, ob der Eifer, mit dem Ihr Euch zur Vollziehung dieses Auftrags vordrängtet, mit derselben in Beziehung steht. Ihr werdet daher so lange in meiner Nähe bleiben, bis die Damen da allein ihren Weg angetreten haben."

Ohne die geängsteten Frauen nur eines Blicks zu würdigen, deutete er den Reisigen an, hereinzutreten, gebot ihnen, sogleich seinen Willen hinsichtlich der Familie des „verrätherischen" Grafen zu erfüllen, und schritt dann mit Herrn Ralf durch die Reihen der Gewappneten, bald dem einen, bald dem andern freundlich zusprechend, zur Halle hinaus. Sobald er den Rücken gewandt, fielen die Krieger über die Frauen her und stießen die laut Jammernden, die nicht einmal ein schützendes Gewand mitnehmen durften, in die stürmische Nacht hinaus. Fürchterlich krachten hinter ihnen die Flügel des großen Thores, das zu der Zugbrücke des Schlosses führte und ihnen jedes Obdach vor dem in Strömen herabgießenden Regen verschloß. Lange noch tönte ihnen wie grausamer Hohn das Gejauchze der rohen Gesellen, die mit dem Könige im Schlosse blieben, aus der großen Halle nach, deren Fenster von dem auf ihrem heimischen Kamine von fremden Händen neu angeschürten Feuer hell leuchteten. Nach stundenlangem Herumirren fanden sie auf dem Felde, dicht an der Straße, eine allein stehende Wachhütte und in ihr ein kümmerliches Strohlager. Erschöpft, durchnäßt, sanken sie hin; doch in Margarethens Seele lebte noch tröstend das Bild des Ritters, der sie so freundlich hatte retten und schützen wollen.

2.

Am andern Morgen, eben als die Sonne über die Hügel blickte und die Zinnen des Schlosses und die Gipfel der hohen Bäume röthete, und die Opfer seines

Grimmes noch trotz ihres Elendes ruhig in der ärmlichen Feldhütte schlummerten, sprengte König Heinrich schon sorgenvoll mit seiner Schaar über die Zugbrücke auf der Straße nach Wales hin, da die Bewohner der Grenzmarken in jenem ewig unruhigen Lande sogleich nach der Kunde von der Rückkehr des Herzogs die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten; um so sorgenvoller, als jener Ritter, den er am gestrigen Abend zur Vertreibung der Familie des Grafen Shrewsbury abgeschickt, ebenfalls während der Nacht aus dem Schlosse entflohen war. Hell glänzten die Waffen und Rüstungen im Sonnenschein; bald keuchten und schäumten die Rosse der eiligen Reiter, als nach einigen Stunden den Zug ein unerwarteter Umstand plötzlich aufhielt.

An einer Hecke, wo kein Vorbeikommen war, kam dem Könige eine große Menge mit Tuch beladener Wagen entgegen, die nach London fuhren, und da dieselben nicht aufhörten, und immer wieder einer um die Ecke kam, da man gehofft, jeder werde der letzte seyn, fragte der König verwundert, wem sie gehörten.

„Dem Thomas von Reading," antworteten die Fuhrleute. Nach einiger Zeit fragte Heinrich wieder:

„Wessen Tuch ist denn das?"

„Des alten Readings," antworteten sie wieder, und als er abermals an Verschiedene diese Frage wiederholte, erhielt er immer zur Antwort: „Des alten Readings." Da die Wagen sich auf mehrere Hundert beliefen, so verging beinahe eine Stunde, ehe sie vorüber waren und er Raum gewinnen konnte, seine eilige Reise wieder fortzusetzen. Wohl regte sich oft der Zorn in dem Ungeduldigen, doch

unterdrückte denſelben das Staunen über ſolchen Reichthum. Als er einige Meilen weiter geſprengt war, begegnete er wieder einem Trupp Wagen, ebenfalls mit Tuch beladen, und als er auch hier wieder neugierig fragte, wem ſie gehörten, erhielt er diesmal zur Antwort:

„Dem Hauswirthe Sutton von Salisbury, guter Herr.“

Und nachdem eine Reihe vorüber, fragte er noch einmal: „Wem gehört das Tuch?“ und „dem Sutton von Salisbury,“ riefen die Fuhrleute. „Gott ſchicke mir doch viele ſolche Sutton's und Reading's,“ rief da der König, als auch dieſe Wagen wieder vorüber waren. Aber je länger er ſeine Reiſe nach Weſten fortſetzte, je mehr und mehr ſolcher Wagen begegneten ihm. „Denn in dieſes Königs Tagen,“ ſagt das alte Volksbuch (Thomas of Reading), nach welchem wir treu dieſen Umſtand berichten, „wurde das Tuchmacherhandwerk in gar großem Schwunge betrieben. Ja man konnte annehmen, daß die Hälfte des ganzen Volkes davon lebte und ſich ſo wohl dabei befand, daß es wenig oder gar keine Bettler gab, welche dem Gemeinweſen zur Laſt lagen. Die armen Leute, welche Gott gemeiniglich mit den meiſten Kindern ſegnet, vermochten dieſelben vermittelſt dieſes Gewerbes ſo weit zu bringen, daß ſie im ſechſten und ſiebenten Jahre ſchon ihr Brod ſelbſt zu verdienen im Stande waren. Aber vorzüglich neun Männer lebten da, wegen ihrer großen Tuchfabriken im ganzen Lande berühmt und geehrt, unter ihnen vornehmlich Thomas von Reading, Sutton von Salisbury, Gray von Worceſter im Weſten und Hodgekins von Halliſax im Norden.“

Da der König zum erstenmale so auffallend von der großen Ausdehnung der Betriebsamkeit dieser Leute unterrichtet wurde, bedachte er, was so mächtige Leute für Werth für ihn haben könnten, wenn er sich dieselben verpflichtete. Er sah klar, wie er sich hauptsächlich jetzt die Gunst der Gemeinen zu sichern habe, gab daher an dem letzten Wagen den Befehl, die reichen Tuchherren sollten gleich nach seiner Rückkunft nach London vor ihm erscheinen, wandte sich dann zu seinen Begleitern und rief diesen voll Erstaunen zu:

„Bis jetzt dachte ich immer, ihr Herren, England sey mehr tapfer als reich; doch nun sehe ich wohl, sein Reichthum hält seiner Tapferkeit die Wage. Da lohnt es sich um so mehr der Mühe, mit dem Schwerte zu behaupten, was ich habe. Könige und Liebesleute leiden einmal keine Gefährten; drum laßt meinen Bruder Robert nur denken, er sey König durch Geburt, bin ich es doch durch Besitz."

Und so zog er mit noch mehr Eifer weiter gegen die unruhigen Grenzbewohner.

3.

Als die Sonne höher gestiegen war und ihre warmen Strahlen bereits in die Oeffnungen der Hütte, in welcher die unglücklichen Frauen ruhten, hineindrangen, erwachte zuerst Margarethe. Staunend, sich noch in einem bösen Traume wähnend, saß sie lange Zeit aufrecht und rieb sich die von den Thränen des Abends noch müden Augen, um zum Bewußtsein zu erwachen. Aber als

sie einen Blick auf die bleiche, vor Ermattung noch schlummernde, Mutter geworfen, kam ihr die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit wieder. Trostlos wankte sie hinaus, um zu sehen, wohin sie im Dunkel der Zufall geführt, und blickte bang in die reiche, friedlich im Sonnenschmuck liegende Welt, von der ihr und ihrer unglücklichen Mutter allein nichts mehr angehörte.

Da sah sie nicht weit von sich auf der Straße drei Reiter, in einfache graue Tuchwämser gekleidet, fröhlich scherzend und singend daher kommen. Nichts weniger als Furcht flößte ihr Aussehen der Jungfrau ein, aber das noch so neue, ungewohnte Unglück hatte sie die tiefe Schaam, als eine Hülflose vor fremden Menschen dazustehen, noch nicht unterdrücken und überwinden gelehrt. Daher floh sie schnell wieder in die Hütte. Aber die drei alten Herrn — es waren die auf einem andern Wege ihren Wagen zur Messe nach London nachreisenden reichen Tuchherren aus Westen — hatten alsbald verwundert das nach Art der vornehmsten Leute in faltige Gewänder gekleidete weibliche Wesen erblickt, und nahten sich der Hütte, neugierig, zu erfahren, was dasselbe zu einem solchen Aufenthaltsorte bewege. Als sie vom Pferde sich herabbückend hineinschauten, sahen sie, wie Margarethe die eben erwachte, von Fieberschauern geschütteite, erschöpfte Mutter von dem elenden Lager in die Höhe richtete, und als das Mädchen, von dem Geräusch erschreckt, sich umwandte, sah sie schon einen der Reiter, der augenblicklich vom Pferde gestiegen war, dicht neben sich stehen. Das väterliche, unter den schneeweißen Locken, die aus der engen Tuchmütze hervorquollen, so ehrwürdig blickende Ant-

itz gab dem Mädchen Muth, wenn auch unter Thränen und oft ſtockend und erſt von dem leidenden Blick der Mutter zum Fortfahren ermuntert, ihren Kummer zu erzählen, und immer mehr fühlte ſie ſich dabei getröſtet, als ſie die milden Augen des Alten nach und nach feucht werden ſah.

„O, das iſt ja jämmerlich zu hören," rief der alte Gray von Gloceſter, und der wunderbare Liebreiz der Jungfrau übte einen ſo mächtigen Zauber auf ihn, daß er, die kranke Mutter einen Augenblick ganz vergeſſend, in ſeiner treuherzigen Weiſe, mit lieblichem Lächeln zu Margarethen herantrat, ihr die zarten Wangen ſanft ſtrich, mit den Locken ſpielte, und im weichſten Tone ſagte: „Weine nicht mehr, liebes Kind, es wird ſich ja wohl noch ein Heerd im Lande für Dich wärmen. O, kommt, edle Frau," fuhr er, ſich zur Gräfin wendend, fort, die ſich mühſam an ihrer Tochter Seite aufrecht zu halten ſtrebte, „kommt, ſteigt auf mein Pferd; das Wirthshaus in Colebroke, wo wir gut angeſehen ſind, iſt nicht mehr weit. Dort könnt Ihr Euch vor der Hand erwärmen und erholen."

Freudig nahmen die Unglücklichen das Anerbieten an, und der alte Mann, ſo ſehr er auch ſeine beiden Reiſegefährten, welche die Erzählung mit angehört, die Köpfe ſchütteln ſah, hob die Gräfin auf ſein Pferd, nahm die ſchüchterne Margarethe an die linke Hand, während er mit der andern das Pferd führte und deſſen Laſt unterſtützte, und ſchritt mit ihnen ſo eilig vorwärts, daß er gar nicht bemerkte, wie ſeine Begleiter abſichtlich weit zurückblieben. Als ſie endlich an das Wirthshaus gelang-

ten, ſtand der Wirth, der ſie ſchon von Weitem erblickt hatte, mit einem pfiffigen Geſichte in der Thüre.

„Nun, Herr Gray,“ rief er ihnen entgegen, „das muß ich ſagen, ſo ein alter Herr! Ei, ei, ein feiner Geſchmack! Wo habt Ihr denn —“

„Schweig, Läſtermaul!“ unterbrach ihn der ehrwürdige Tuchherr, „es ſind Unglückliche, die ich unterwegs gefunden; mach' gleich ein tüchtiges Feuer im Kamin,“ fuhr er fort, während er die ſchwache Gräfin vom Pferde herabhob.

„Unterweges gefunden?“ rief ſchnell der Wirth, dem ein Licht aufging, ſprang mit einem Satze ins Haus, warf eiligſt mit lautem Krachen die Thüre zu, und als ſich der Alte erſtaunt umſah, erſchien des Wirthes Geſicht am halb geöffneten Fenſter wieder. „Herr Gray,“ rief er ihm entgegen, „ich weiß, Ihr habt Münze genug in Eurem Seckel, um allenfalls mit großen Herrn eine Suppe auszueſſen und dumme Streiche zu bezahlen; aber mich laßt mit Euern Unglücklichen da ungeſchoren,“ worauf er eben ſo ſchnell das Fenſter wieder zumachte.

Das laute Schluchzen Margarethens, das leiſe Wimmern der kranken Mutter, die erſt jetzt ſich ihres großen Elends recht bewußt wurden, und wie die Erzählung ihres Unglückes, das ſonſt die Herzen der Menſchen dem Mitleiden öffnet, jeden von ihnen ſcheuchen und zum Dank für ſeinen Beiſtand in Gefahren bringen müſſe, hielt den Alten ab, weiter ſeinen Zorn über die niederträchtige Feigheit auszulaſſen. Er warf nun ſchnell der Gräfin ſeinen Tuchmantel über, hob ſie wieder mühſam aufs Pferd und ſagte: „Dacht' ich doch nicht, daß der

Schurke auch schon von dem Vorfall gehört habe; aber es soll ihnen nichts helfen, ich weiß hier in der Nähe noch Leute, die sich um den König nicht einen Pfifferling kümmern. Es sind zwar schmutzige Gesellen, und es ist wohl noch ein Stückchen hin; aber Noth kennt kein Gebot." So eilte der muthige Alte, ohne sich für jetzt noch in seinem schönen Eifer irre machen zu lassen, auf einem düstern Wege dem Dickicht eines nahe liegenden Gehölzes zu. Nachdem sie sich wohl eine Stunde durch das Gebüsch durchgearbeitet, hielten sie vor einem schwarzen schmuzzigen Hause, an dessen Thüre indeß ein ziemlich reinlich gekleidetes altes Weib ihnen entgegen kam, deren häßliches Gesicht sich in ein Grinsen verzog, als sie die neuen Gäste musterte. Doch Herr Gray that ihrer Zunge sogleich Einhalt, indem er ihr entgegen rief: „Ist Wallis

„se?"

„on drei Wochen ist er fort," versetzte die Alte; „er

as Euch gegebene Versprechen, so viel Mühe es

ihm m.

nd treibt jetzt blos oben im Norden sein Geschäft."

„

uberes Geschäft das," unterbrach er die Alte, „

ten das Tuch zu stehlen. Aber Ihr habt doch nic

,essen, wie ich den Mann beschützte und frei lie

: uns in die Hände gefallen war?"

:r's vergessen, würdet Ihr's wohl an Euern

.feldern gemerkt haben."

n, Ihr könnt mir jetzt wieder einen Dienst lei

,hr Herr Gray fort, während er der Alten einen

n Beutel in die Hand drückte. „Die Frauen hier

. des Königs Ungnade unverschuldet auf sich gezogen;

nehmt sie so lange bei Euch auf, bis die Gefahr vorüber ist und ich sie ohne Scheu in mein Haus aufnehmen kann."

„Ja, ja," sagte die Alte, den schweren Beutel wohlgefällig wiegend, „eine Hand wäscht die andere; es kommen wohl Zeiten, wo die reichen Herrn auch unser einen brauchen können."

Darauf ward die kranke Gräfin in das ärmliche Haus hineingetragen, und als sie nur einigermaßen mit dem Nöthigen versorgt schienen, entriß sich der Alte den Danksagungen Margarethens, um schnell zum Wirthshause wieder zu eilen und seine Gefährten noch anzutreffen. Auf dem Wege dahin bedachte er ernstlich, wie die Könige, bis jetzt mit steten Kriegen beschäftigt, die Rechtspflege für die friedlichen Unterthanen so ganz außer Acht gelassen, daß Diebstähle und Räubereien kaum anders, als durch die stets gefährliche Selbsthülfe zu verhindern waren, und er, als er den berüchtigten Wallis in seine Gewalt bekommen hatte, froh seyn mußte, mit ihm den erwähnten Vertrag, den das Ehrgefühl dieser Räuber in jenen Zeiten stets hielt, schließen zu können. „Und was für schlimme Aussichten bei dem neuen Kriege!" rief er eben aus, als er das Wirthshaus vor sich liegen, aber mit Schrecken den wohlbekannten weißen Stab des Scheriffs daran lehnen sah.

„Was giebt's denn dort?" rief Gray einem ihm begegnenden Manne zu.

„Der Scheriff, Herr," erwiederte dieser, „macht eben dort laut bekannt, daß mit Leib und Gut dem Könige verfallen sey, wer des verrätherischen Earl von Shrewsbury Weib und Kind bei sich aufnimmt."

Da hielt es Herr Gray sowohl zu seiner als seiner Schützlinge Sicherheit für angemessener, so müde und hungrig er und sein treues Thier auch waren, sogleich die Straße nach London einzuschlagen, und auf dem Wege dorthin seiner Freunde an einem andern Orte zu harren.

„Ei, ei, Herr Gray," sagte zu ihm der vorsichtige Thomas von Reading, als diese wieder mit ihm zusammentrafen, „da ist Euch der Kopf recht davon gelaufen! Das kann ein schlimmer Handel für uns alle werden; man weiß ja, wie wir eine Brüderschaft zusammen ausmachen. Der König braucht jetzt Geld zum Kriege; da wird er denn froh seyn, einen Vorwand zu haben, um unsere Seckel tüchtig auszupressen." — Wie heftig erschracken daher Herr Gray und seine Gefährten, als man ihnen einige Tage nach ihrer Ankunft in London den Befehl austrichtete, den der König auf seinem Zuge nach Wales gegeben, vor demselben zu erscheinen.

4.

Glücklich und schnell war dieser von seinem Zuge zurückgekehrt, und saß an dem bestimmten Tage, die Huld, die er den reichen Tuchherren angedeihen lassen wollte, recht fühlbar zu machen, auf seinem, mit purpurnem Sammt ausgeschlagenen, von Goldborten und Brocat strotzenden Throne unter einem hohen Baldachin in dem großen, geschmückten Wappensaale, und blickte verwundert auf die fast bäuerisch aussehenden, furchtsam und verlegen mitten in der von den Edlen und Dienern über-

füllten Halle daſtehenden drei Tuchherren, Thomas von Reading, Gray von Glocester und den ungeſchlachten Hodgekins aus Halliſax im Norden, welche im Namen der „neun würdigen Hauswirthe," wie ſie im ganzen Lande hießen, gekommen waren, des Königs Willen zu vernehmen.

Nach einer ängſtlichen Pauſe hob Heinrich alſo zu ihnen an: „Gewiß habt Ihr gehört, Herren, wie ich ſo eben mit Gottes Hülfe aufrühreriſche Unterthanen die Strenge meines Zornes fühlen ließ, und auch von dem Spruche gegen den ſchändlichen, undankbaren Earl von Shrewsbury iſt Euch wohl auf Eurem Wege nach London zu Ohren gekommen."

Hier fuhren die Männer erſchrocken zuſammen, als der König abſichtlich eine Weile inne hielt. Wie angenehm war dagegen ihr Erſtaunen, als er unerwartet fortfuhr:

„Ich weiß aber auch, Ihr Herren, daß die Stärke des Königs zugleich in der Liebe und Freundſchaft ſeines Volkes beruht, und daß der am ſicherſten ſein Reich regiert, der Gerechtigkeit mit Gnade verbindet. Ehe ich daher nach Frankreich eile, um den Kampf um den Thron zu beginnen, möchte ich meinem Volke noch einen Beweis geben, wie ich dieſer Ueberzeugung in der That ſtets zu folgen geſonnen bin. Da ich nun auf meiner Reiſe geſehen habe, wie ihr, die Tuchbereiter von England, dem Gemeinweſen von ſo großem Nutzen ſeyd, ſo wünſche ich jetzt aus Eurem eigenen Munde zu erfahren, ob Euch vielleicht noch etwas nicht gewährt ſeyn mag, was Eure Thätigkeit zu fördern im Stande, oder ob noch etwas,

was dieselbe hindert, vorhanden ist. Herzlich wünsche ich Euer Gewerbe zu fördern; darum saget nur frei heraus, was Ihr begehret."

Auf diese Worte fielen die drei Tuchherren vor ihm auf die Knie nieder, und Thomas von Reading sprach: „Eure Huld, gnädiger Herr, gegen so gemeine Leute möge der Himmel Euch vergelten; aber da wir auf eine solche sowohl selbst nicht vorbereitet sind, als auch nicht wissen, was unsere andern Gesellen hierin meinen, und daher gern mit diesen uns darüber besprächen, so wollet uns gnädig einen Tag Bedenkzeit zur Antwort erlauben."

„Ich habe Eile, Ihr Herren, nach Frankreich, wie Ihr wißt," entgegnete Heinrich; „doch Euer Verlangen ist billig, und so will ich mich noch einmal mit Eurem Wohl beschäftigen, da ich es vielleicht lange Zeit nachher nicht werde können."

Darauf entließ er die ehrerbietig sich Verneigenden, die mit freudigen Mienen nach Hause eilten.

Als sie am andern Morgen wieder vor dem Könige in der Halle standen, die von noch weit mehr Zuschauern angefüllt war, welche neugierige Blicke auf die Tuchherren richteten, trat Thomas von Reading, durch des Königs Gnade ermuthigt, mit edlem Anstande vor, neigte sich und sprach:

„Als die erste Gnade, edler Herr, von Euch demüthig zu bitten, sind wir übereingekommen, Ihr wollet gnädig befehlen, daß im ganzen Lande die Tuchmaaße von einerlei Länge seyn möchten; denn jetzt, Herr, hat jede gute Stadt ihr eignes Maaß; das hat denn die große Beschwerlichkeit, daß wir sie nicht alle im Gedächtniß be-

halten können, und daher ſehr oft bei unſern Rechnungen in große Verwirrung und Verlegenheit kommen.“

Hier hielt der Sprecher inne, und eine tiefe Stille im Saale bewies, wie neugierig alle auf des Königs Antwort lauſchten. Aber Heinrich befahl einem Diener, einen dünnen Stock herbei zu bringen, maß denſelben nach ſeinem Arme, brach ihn dann ſelbſt ſo weit ab, und übergab ihn an Reading mit den Worten:

„Dieß Maaß ſoll fortan überall eine Elle ſeyn, und im ganzen Königreich England kein anderes Maaß, als dieſes, gelten; wir werden befehlen, daß alle Leute nach ihm kaufen und verkaufen, und daß jeder, der unſere Unterthanen mit einem andern Maaße behelligt, eine Strafſumme dafür an unſern königlichen Schatz bezahle.“

Ein allgemeines Beifallsmurmeln im Saale begleitete die Worte des Königs, und nachdem die Tuchherren ſich wieder dankend verneigt, fuhr Thomas von Reading folgenderweiſe fort:

„Der zweite Umſtand, gnädiger Herr, der uns bekümmert und Schaden bringt, iſt, daß die Leute in London kein geſpaltenes*) Geld nehmen wollen und wenn es von noch ſo gutem Silber iſt. Nun nehmen wir Tuchmacher und auch wohl andere Leute große Geldſummen ein und bekommen darunter viel geſpaltenes Geld mit; wir geben es aber immer einzeln an unſere Arbeiter wieder aus, und ſo können wir gar vieles nicht in Umlauf bringen, was nun todt und nutzlos in unſern Händen bleibt.“

*) Mitten durch geſchnittene Münzen, die noch heut zu Tage in England ſich finden ſollen.

„Was das betrifft," entgegnete nach einigem Nachdenken der König, „so weiß ich wegen meiner plötzlichen Abreise nicht anders diesem Uebelstande abzuhelfen, als daß ich einen Befehl ergehen lasse, daß vor der Hand kein anderes als gespaltenes Geld umlaufen solle, und alles Geld im ganzen Lande gespalten werde. Habt Ihr so Euern Vorrath umgesetzt, so wird sich später Alles wieder ausgleichen lassen."

Diese Entscheidung ward mit gleichen Zeichen der Verwunderung über des Königs Klugheit aufgenommen; doch nun fuhr Thomas von Reading schüchterner fort:

„Nun hat aber unser Freund Hodgekins hier noch ein absonderliches Anliegen. Die Stadt Halliſax liegt da so weit oben im Norden und hat von den Grenzräubern, die ihnen stets das Tuch von den Feldern, wo es zum Trocknen auch über Nacht bleibt, wegstehlen, ganz außerordentlich viel zu leiden und hilft nichts gegen die Schlauheit und Verwegenheit der Diebe, da das Gesetz keine Beamten aufstellt, sie zu strafen. Da wollte er Euch denn bitten, gnädiger Herr, es möge Euch gefallen, der Stadt Halliſax, die größtentheils vom Tuchmachen lebt, das Privilegium zu geben, daß sie Jeden, den sie über einem Tuchdiebstahl ergriffen, ohne weitere Untersuchung auf der Stelle aufhängen dürften; das, meint' er, würde sie schon abschrecken."

Während Reading dieses letzte Gesuch halb stotternd hervorbrachte, nickte der große Hodgekins bei jedem Satze mit dem Kopfe, sah dabei den Sprecher mit offenem Munde und neugierig aufmerksamem Gesichte an und drehte dabei seine Tuchmütze beständig in den Händen hin

und her. Aber ſobald Reading geendet, erhob ſich ein lautes Murmeln des Unwillens im ganzen Saale.

„Ihr ſeht," hob der König zu dem ihn anglotzenden Hodgekins an, „Eure Bitte wird gar ſchwer zu erfüllen ſeyn; noch iſt ein ſolches gewaltſames Verfahren in England unerhört und Ihr vernehmt, wie das Freiheitsgefühl meiner übrigen Unterthanen ſich dagegen empört."

„Aber, Herre," fiel ihm der eckige Nordländer in ſeinem ſchrecklichen Dialekte in die Rede, „'s wird anders nicht beſſer." — Als hierbei ein lautes Gelächter ausbrach, wandte er ſich nach Art gemeiner Leute ſtatt an den König an die Zuſchauer, geſtikulirte mächtig mit ſeinen langen Armen und führte ſein Thema weiter aus. Nachdem der König mit einem Winke den erhobenen Lärm geſtillt, wandte er ſich gegen ſeine Vaſallen und ſprach:

„Ihr Herren, des Mannes Geſuch iſt ſo ungerecht nicht, als es Euch vorkommt; wenn ſein Tuch ſo oft geſtohlen wird und die jetzigen Geſetze dagegen nichts vermögen, und die Räubereien, wie ich auch anderwärts höre, ſo überhand nehmen, da iſt es wohl, denke ich, Zeit, daß nach und nach eine ſchärfere Strafe gegen übelgeſinnte Leute eingeführt wird. Ihr wollet bedenken, edle Herren, daß der friedliche Unterthan, der nicht, wie Ihr, die Macht hat, ſich ſelber zu ſchützen, einen Schutz beim Könige finden muß, zumal dieſe Leute hier, die das Land ſo in Reichthum und zu Ehren bringen. Darum wird es, hoffe ich, Euch nicht befremden, wenn ich der Stadt Halliſax, jedoch nur ihr allein und mit Beſchränkungen, die noch näher anzugeben ſind, das geſuchte Privilegium ertheile."

Eine tiefe Stille erfolgte nach diesem Spruche im Saale; Niemand regte sich, außer Hodgekins, der vor Freuden ein Bein nach dem andern erhob, sein eckiges Gesicht zu einem Grinsen verklärte, seine Gefährten mit den Ellenbogen anstieß, und mit handgreiflichen Pantomimen zu verstehen gab, wie es den Spitzbuben nun ergehen solle.

„So," schloß der König zu den Tuchherren gewandt, „habe ich für jetzt Eure Bitten gewährt; solltet Ihr aber noch irgend etwas finden, was Euch beschweret, so legt es mir nach meiner, so Gott will, glücklichen Heimkehr vor."

Nach diesen Worten erhob er sich von seinem Throne, während die Tuchherren auf den Knieen lagen und laut für den glücklichen Erfolg des Unternehmens des Königs in Frankreich beteten. Nachdem sie aufgestanden waren, sich verabschiedet hatten und noch an der großen Pforte sich befanden, rief ihnen Heinrich noch nach:

„Ich will Euch, nach meiner Rückkehr, selbst besuchen, um Eure wundersamen Werkstätten, von denen ich jetzt so viel gehört, selbst in Augenschein zu nehmen."

Des Königs Benehmen, da er unter so bedenklichen Umständen die Denkungsweise seiner Vasallen in einem Punkte verletzte, und sich eben damit die Liebe der Gemeinen errang, war um so berechneter, als seines Bruders ritterliches und kriegerisches Wesen ersteren ohnehin weit mehr zusagen mußte, und er darum sich von anderer Seite ein Gegengewicht zu verschaffen genöthigt sah. Der Ausgang mußte alle seine Erwartungen noch übertreffen.

„Liebe Gesellen," sprach der umsichtige Reading,

als die Freude über die Nachricht von der Gewährung ihrer Bitten, besonders aber über die ferneren Verheißungen des Königs ihm zum Worte zu kommen erlaubte, „liebe Gesellen, Ihr sehet alle, wie viel uns daran liegen muß, einen so günstigen König zu erhalten. Alles müssen wir bei einem Tausche verlieren. Der Herzog Robert ist ein feiner, ritterlicher Herr, aber nur in Lagern und Schlachten erzogen, und hat gewiß für das Treiben friedlicher Unterthanen wenig Sinn. Darum sehet jetzt ein tüchtiges Stück Geld nicht an; 's ist ein vorgeschossener Posten, der nachher unsern Kindeskindern noch reichliche Zinsen trägt, wird das Gewerbe ganz sicher und geschützt durch den König. Darum laßt uns alle eilig nach Hause gehen und in die Kästen greifen; der König braucht Geld, Waffen, Kriegsvorräthe, wir wollen's ihm schaffen; aber er wird noch mehr wackere und treue Streiter brauchen. Darum gehe jeder heim, suche die handfestesten Arbeiter aus den Fabriken aus, und solche Leute, deren Weiber und Kinder bei uns Unterhalt und Nahrung finden; stelle allen vor, wie ihnen eben sowohl, als uns daran liegen muß, daß der König, der unser Gewerbe schützt, die Oberhand gewinne, und ihnen und ihren Familien, die wir alle in besondern Schutz nehmen, ferneres Gedeihen, das auf dem Spiele steht, sichere."

Mit allgemeinem Beifallrufen ward des alten Readings Rath angenommen, und sogleich zerstreuten sich sämmtliche Tuchherren in ihre Heimath, eiligst die Rüstungen zu Stande zu bringen. Und als sie eben mit denselben zu Ende waren, kam die Nachricht, wie der Kö-

nig von England durch die Uebermacht des französischen Königs und die Tapferkeit seines Bruders in das äusserste Gedränge gerathen sey. Da eilte Reading zum Bischofe von Salisbury, den der König während seiner Abwesenheit zum Verwalter des Reichs eingesetzt hatte, und stellte dem von jener Nachricht, die bereits überall Verwirrung verbreitet hatte, höchst erschrockenen Manne zu dessen freudigem Erstaunen nicht nur eine beträchtliche Summe Geld, eine große Masse von Waffen und Kriegsvorräthen, sondern auch eine höchst bedeutende Schaar von ausgerüsteten Truppen zur Verfügung, die sich auf das Gebot der Tuchherren bereits an den Küsten, zum Einschiffen bereit, gesammelt hatten. Eiligst wurde diese, von Eifer und Treue für den bedrängten König brennende Schaar, mit dem vom Bischof noch mit dem Gelde und den Waffen, welche ihm Reading zugestellt, ausgerüsteten Hülfskorps vereint, nach Frankreich eingeschifft, und die heissesten Segenswünsche der Tuchherren begleiteten die von einem günstigen Winde geschwellten Segel der Flotte.

5.

Alle diese Vorgänge hatten dem alten Gray die in der Waldwohnung zurückgelassenen Schützlinge entweder aus dem Gedächtniß gebracht, oder die nun bedenklicher gewordene Gefahr, verbunden mit den Zureden der mit ihm verbrüderten Freunde und der inneren Scheu, einem ihnen allen so gnädigen Könige so auffallend zuwider zu handeln, hatte sein Mitleid überräubt, das ohnehin das liebliche, unschuldige Gesicht Margarethens nicht mehr

aufregte. So verging der ungeduldig Harrenden eine trübe Woche nach der andern, und immer erschien der Ersehnte nicht, der sie aus diesem unheimlichen Aufenthalte erlösen sollte. Die Verstoßene stand ohnehin bereits ganz allein in der weiten fremden Welt. Denn alsbald, nachdem der ehrwürdige Tuchherr sie verlassen, war die geliebte Mutter dem Kummer, den Folgen der Kälte und Nässe unterlegen und in den Armen der trostlosen Tochter, deren jugendlicher Körper unangegriffen geblieben war, verschieden, diese allen Unbilden der Zeit und der Menschen hinterlassend. Dazu kam, daß sie stets vor der Heimkehr Wallis, des „Räubers," zitterte, während ihr täglich die nun auch von den nähern Umständen unterrichtete Alte vorsagte, wie eine Rückkehr des alten Graynun und nimmermehr zu hoffen sey. So lange jedoch das Geld, das der ehrwürdige Tuchherr ihr zurückgelassen, dauerte, behandelte die unheimliche Alte sie freundlich und ließ es ihr an den nothdürftigsten Dingen nicht fehlen.

„Ich hab's dem Herrn versprochen," sagte sie jeden Montag, wenn sie die Schüssel mit der schwarzen Kräutersuppe auf den Tisch setzte, und dem zierlichen Händchen den großen hölzernen Löffel, aus dem das Mädchen mehr trinken als essen mußte, hinschob.

Als sich jedoch der Beutel länger und länger zog, ward die Alte mit jedem Stücke, das sie herausnahm, immer mürrischer, und sobald sie das letzte in der Hand hatte, kündigte sie unbarmherzig Margarethen an, daß sie nun das Haus verlassen müsse.

Als so die Jungfrau, die Hände ringend, vor ihr

ſtand, war es ihr Glück, daß das Kleid, das ſie anhatte, noch immer ein Gegenſtand der Begehrlichkeit für die Alte war, denn ſchwerlich wäre ſonſt ihre Theilnahme ſo weit gegangen; ſo nahm ſie aber Margarethen bei der Hand und ſagte:

„Sehet, Jungfrau, bei mir behalten kann ich Euch nicht, aber einen guten Rath will ich Euch noch mitgeben. Mit Eurer Herrlichkeit iſt's aus, und der Staat, den Ihr da anhabt, muß Euch nur verrathen; darum gebt ihn mir, ich will Euch dafür einen tüchtigen Friesrock und ein graues Mieder geben und ein Paar ordentliche Holzpantoffeln, die Euch ohnehin beſſer über den Schnee draußen wegbringen werden. Dann fragt nach der Stadt Gloceſter; es ſind keine zwei Tagreiſen. Da gehen jetzt viele ſchmucke Burſche und Mädchen zum Martinimarkt hin, die keinen Dienſt haben und ſich einen ſuchen. Sie halten den Markt alle Jahre eigens deshalb und die Leute, die einen Knecht oder eine Magd brauchen, ſtellen ſich auch dort ein. Vielleicht bekommt Ihr da einen Dienſt, und wenn Ihr arbeiten wollt, wie unſer eins, werdet ihr nicht umkommen.“

Was blieb der Schutzloſen anders übrig?

Als ſie mit den ſchmerzlichſten Gefühlen ihr gewohntes Kleid abthat und die groben Gewänder umlegte und die Hülfe der Alten dabei bedurfte, ahnte ſie wohl nicht, wie ſie noch einmal ſo die Kleider wechſeln und noch gar prächtigere gegen noch weit ärmlichere umtauſchen würde! So trat ſie denn früh Morgens weinend von der Schwelle, von Neuem verſtoßen, die zarten Glieder in die groben Bauerkleider gehüllt, in das Dickicht des Waldes hinaus

und verſuchte mit den groſsen Holzſchuhen mühſam in die Fuſsſtapfen zu treten, die ein Waldſchütz ſchon vor ihr nach dem Wirthshauſe in Colebroke, wohin ſie auch zuerſt muſste, in den tiefen Schnee gemacht hatte. Doch funkelten kleine Sternchen in überreicher Maſſe auf dem Schnee im Morgenſonnenſchein, und wenn ihr auch manchmal die von der Laſt tief herabgebeugten Tannenzweige in das zarte Antlitz ſchlugen, wenn die Fuſsſtapfen zu tief durch das Gebüſche führten, ſo fühlte ſich doch das ewig hoffnungsreiche jugendliche Herz in der friſchen Morgenluft faſt wohler, als es ihm in der ſchwarzen Stube der unheimlichen Alten je geworden war. Und als ſie endlich die gebahntere Landſtraſe erreichte, die ihr Begegnenden ſie ungefährdet, ja meiſtentheils freundlich grüſsend, ihres Weges ziehen lieſsen und des Abends die ſittſame Dirne überall freundliches Obdach fand, ja Niemand ſie dabei neugierig ausfragte, wurde ſie froher Hoffnung voll und ſah endlich am dritten Tage die Thürme der Stadt Gloceſter aus dem weiten Schneefelde vor ſich aufſteigen.

Doch als ſie von weitem die Menſchenmaſſe auf einer Wieſe vor der Stadt erblickte, ſank ihr wieder der Muth. Erſt jetzt fiel es mit Centnerlaſt ihr aufs Herz, die immer ſchwerer wurde, je näher ſie dem Orte kam, wie ſie die groben Arbeiten, die man von ihr fordern würde, niemals getrieben habe, zu ihnen gar bald untauglich befunden und entweder ihr Stand entdeckt, oder ſie doch wieder von Neuem werde ausgeſtoſsen werden.

Muthlos, erſchöpft, ſetzte ſich Margarethe an der Heerſtraſe nieder und betrachtete weinend die zarten, ſchneeweiſsen Hände, die Hauptverräther ihres Standes.

Von hier aus vermochte sie das geschäftige Gewühl des Marktes zu erblicken, und vernahm seufzend das Jubeln der Bursche, das Lachen der Mädchen, die, im Vertrauen auf ihre groben Geschicklichkeiten, einem gewissen Unterkommen entgegen sahen. Wie beneidete die Unglückliche jede Magd, die an ihr vorüber ging, um ihre groben, von der Arbeit harten Hände, um den weiten, kräftigen Schritt! Viele gingen achtungslos vorüber, endlich aber traten zwei freundliche Mädchen zu ihr neugierig heran, und die eine fragte: „Warum weinst du denn? sind denn heute die Dienste schon alle weg?"

„Ach nein!" erwiederte Margarethe, „ich habe es noch nicht versucht; ich fürchte mich so; die Eltern sind mir eben erst gestorben; da weiß ich so gar nicht Bescheid und möchte nicht gern unter gar so hartherzige Leute kommen. Könnt Ihr mir nicht sagen, wo wohl der beste Dienst ist?"

„O, wenn Du spinnen und weben kannst, wie ich denke," fiel die andere ein, „da ist kein besserer als bei den Tuchmachern."

Da weinte Margarethe heftiger und sagte: „Ach, das kann ich nicht."

„Was kannst Du denn?" fuhr jene fort.

„Nichts als nähen und sticken, und ein Bischen auf der Laute spielen und lesen."

„Lesen?" riefen die Beiden erstaunt aus. „Hab' ich doch mein Tage noch von keinem Mädchen gehört," äußerte die Erste, „das lesen kann. Ei, wenn Du das alles und Dich dabei noch hübsch vornehm betragen kannst, da ist es doch wohl möglich, daß Du einen Dienst be-

kommen kannſt. Komm, komm!“ fuhr die Freundliche fort, „Ich will Dir einen ſuchen helfen.“

So getröſtet ging Margarethe mit auf den Markt. „Sieh,“ ſagte das Mädchen, „da ſtehen die Mägde alle in einer Reihe, und die Burſche da drüben auch. Ach, das Ausſuchen hat ja ſchon lange angefangen.“

Schüchtern, faſt betäubt vom Getöſe, ſtellte ſich die Jungfrau mitten unter den Lärm des lauten Feilſchens der Dienſtboten mit den Miethfrauen neben ihre neuen Freundinnen. Um ſo auffallender war die Todtenſtille, die plötzlich nach einer kurzen Weile eintrat. Margarethe beugte ſich vor und ſah, daß ſo eben eine alte ehrwürdige Frau an die Reihe herangetreten war, um ſich eine Magd auszuſuchen, und mit ſcharfem prüfendem Blick die Mädchen muſterte. Deutlich ſah ſie, wie jede, dieſer zu gefallen, eine ſchüchterne, demüthige Haltung anzunehmen ſich beſtrebte; daher die tiefe Stille. Doch immer ſah man die erfahrne Frau den Kopf ſchütteln und ihre Muſterung weiter fortſetzen. So lange ſie noch oben war, hatte Margarethe den Muth, die Alte neugierig zu beobachten, und es entging ihr nicht, wie niedergeſchlagen die Mädchen erſchienen, an denen ſie vorüber gegangen, und nichts konnte offenbarer zeigen, wie einem Dienſte bei der Alten allen das Herz entgegen ſchlug. Auch ihre Nachbarinnen ſtanden in zu groſſer Aufmerkſamkeit da, als daß ſie die leiſe Frage, wer die Gefürchtete und Verehrte ſey, hätten vernehmen und beantworten können. Aber mit ſtürmiſchem Herzklopfen ſah ſie die ſtrenge Prüferin, immer den Kopf ſchüttelnd, Schritt vor Schritt ſich dem Orte nähern, wo ſie ſtand. Faſt vermochte ſie

sich vor Angst, Furcht und Erwartung kaum aufrecht zu erhalten, als sie das Geräusch des Trittes der Alten gerade vor ihr verstummen hörte. Sie bebte zusammen, als sie bei der Hand sich ergriffen fühlte. Neidisch sahen alle in der tiefen Stille allgemeiner Erwartung die Hausfrau hier den Kopf nicht schütteln und dieselbe, von der Schüchternheit und ungekünstelten sittsamen Haltung des Mädchens ergriffen, stille stehen. Die Alte trat noch näher heran, faßte die bleiche Jungfrau freundlich am Kinn, hob ihr das Köpfchen in die Höhe und sah ihr freundlich in die thränenden Augen.

„Suchst Du denn nicht einen Dienst, junge Dirne," fragte die erfahrne Forscherin mild, „daß Du Dich so vor mir verbergen willst?"

„Ach, wohl suche ich einen," antwortete das Mädchen, und ihre Hand zitterte in der der Alten.

„Kannst Du spinnen und weben?" fuhr die Alte noch freundlicher fort. Da brach Margarethe in ein lautes Schluchzen aus und versetzte stockend: „Ach, noch nicht, aber ich möchte es gern mit gutem Willen lernen."

Da nahm sie die Frau schweigend bei der Hand und führte sie durch die Reihen der flüsternden Mädchen nach der Stadt zu.

Margarethe konnte ihren Thränen auf dem Wege so wenig gebieten, daß ihre neue Herrin ihre Fragen verschob. Aber als sie in das saubere Stübchen ihrer Wohnung eingetreten waren, die Alte das weiche Händchen los ließ und nun forschte, wer sie sey? wie hätte da Margarethe sich vor einer solchen Beobachterin ver-

ſtellen können. Augenblicklich bekannte ſie ihre gefahrdrohende Abkunft.

Heftig erſchrack darüber die Hausfrau, doch ſagte ſie nach einer Pauſe: „Ich will doch lieber abwarten, was mein Eheherr meint, ehe ich Dich hülflos verſtoße.“

Da ging plötzlich die Thüre auf und mit ſtürmiſcher Haſt, lebhafte Freude im ehrwürdigen Geſicht, mit funkelnden Augen trat der alte Herr Gray von Gloceſter herein, ein großes Stück Pergament in der Hand. Ohne den neuen Gaſt zu beachten, ging er auf die treue Hausfrau zu, hielt das Pergament in die Höhe und jubelte: „O unſer Haus iſt geſegnet; das hier hat der König an uns, an mich ſchreiben laſſen! So juble doch mit, Frau! unſere wackern Burſche haben ſich herrlich gehalten! Wir haben unſerm Herrn die Krone erhalten, wir!“

„Ei, ſo rede doch deutlich!“ unterbrach ihn die Hausfrau.

„Was? deutlich? merkſt Du's denn nicht? Sie ſind zur rechten Zeit gekommen, als der Herr von den Feinden ſchon eingeſchloſſen ſtand; wie ein Wetter fielen ſie jenen unverhofft in den Rücken; ſie haben geſiegt, der Herzog Robert iſt gefangen, der König auf der Heimkehr in unſer Land, und das Schreiben hier,“ fuhr er ſtolzer fort, und klopfte mit der Hand auf daſſelbe, „das Schreiben hier hat Seine Majeſtät eigenhändig gemacht, und „ſeinen treuen Tuchmachern“ durch den ehrwürdigen Biſchof von Salisbury zuſtellen laſſen. Hör', ich will Dir's vorleſen.“

Aber die Alte führte den Hausherrn in ſeiner Ent-

zückung zu der lebenden Margarethe, und kaum hatte er erfahren, wer Zuflucht unter seinem Obdache gesucht, so wagte der treue Tuchherr, im vollen Vertrauen auf seines Königs wohlerworbene Gnade, was kein anderer Unterthan gewagt haben würde, und nahm freudig die hülflose Jungfrau in sein Haus auf.

„Du bleibst bei mir, lieb Töchterchen," rief er jubelnd und froh, die zarten Wangen des Mädchens wieder streichelnd zu können; „ich will's jetzt vor Seiner Hoheit wohl vertreten, wenn er's je erfährt."

6.

Nicht lange darauf kehrte der König mit seinem siegreichen Heere nach England zurück, seinen Bruder Robert als Gefangenen mit sich führend. Wohl hätte er es freilich gerne gesehen, wenn das Schlachtenglück denselben todt statt lebend in seine Hände gegeben, weil, so lange derselbe lebte, jeder Mißvergnügte im Lande einen Vorwand zur Empörung fand. Doch da dem einmal so war, gab dem Könige seine große Klugheit ein, auch gegen Robert die höchste Milde zu zeigen, theils um seinen Unterthanen die Hoffnung einzuflößen, daß die Regierung dessen um so leutseliger für die Freunde seyn werde, der selbst gegen gefährliche Feinde sich nicht hart beweise, theils vielleicht um dadurch seinem Bruder Gelegenheit zu geben, die Nothwendigkeit einer größeren Strenge gegen ihn vor Aller Augen zu rechtfertigen und sie seine der Ruhe frohen Unterthanen wünschen zu lassen. So wies er demselben nur den Aufenthalt im Cardife-Schloß in

Glocesterſhire an, ſogar mit der Erlaubniß, unter Begleitung ſeiner Aufſeher, in der Gegend umher ſeiner Neigung zur Falkenjagd ungehindert nachzuhängen. Ja, als Robert ſich gegen ſeinen Wunſch und ſein Erwarten den ganzen Winter über ruhig verhielt, und alle ehrgeizigen Pläne vergeſſen zu haben ſchien, nahm er ihn ſogar im Frühjahr, als er die verheißene Reiſe in die Provinzen antrat, aus den angegebenen Gründen mit ſich, und der Schlaue ließ ihm abſichtlich auf der Reiſe manche Freiheit, ihn nur verſtohlen bewachend.

Heinrich begab ſich zuerſt mit ſeinem Gefolge nach Reading und nahm, zur groſſen Freude ſeines Wirthes, ſeine Wohnung ſogar in des alten Thomas Hauſe. Verwundert betrachtete er da die Menge von Arbeitern, von Spinnern, Wollkämmern, Webern, Walkern und Färbern, die der reiche Tuchherr hielt. Und als ihm alle dieſe mit Zeichen ungeheuchelter Freude und Anhänglichkeit Geſchenke überreichten, ward Heinrich davon ſo gerührt, daß er ihnen laut zuſicherte, wie er, um der Liebe willen, die ſie im Leben zu ihm getragen, ſeine Gebeine nach ſeinem Tode unter ihnen niederlegen laſſen wolle; „denn wahrlich,“ ſetzte er hinzu, „ich weiß nicht, wo dieſe bis zum fröhlichen Tage der Auferſtehung beſſer aufgehoben ſeyn ſollten, als unter ſolchen Freunden, die gewiß dieſes glücklichen Ereigniſſes mit mir zugleich theilhaftig ſeyn werden.“ Darauf befahl er ſogleich zu dieſem Endzwecke eine Abtei in dem Orte zu erbauen, in der er auch wirklich nach ſeinem Tode beigeſetzt ward.

Als er von dort nach Salisbury kam, überreichte ihm Sutton, der Tuchherr, ein breites Stück Tuch von

ſo ſchönem Gewebe und von ſo herrlicher Farbe, daß daſſelbe vom Könige ſtets in Ehren gehalten wurde. Ja, die Sage geht, daß in dem daraus verfertigten königlichen Gewande, das lange aufbewahrt wurde, das erſte Parliament, welches in England gehalten wurde, von jenem Könige, der es einſetzte, eröffnet worden ſey. Nachdem Heinrich in Exeter von Tom Dove und den übrigen weſtlichen Tuchmachern ſieben Tage lang feſtlich bewirthet worden war, zog er die Küſten entlang das Land hinauf, und gelangte dann nach Gloceſter, einer „alten, von Gloun, einem alten brittiſchen Könige, erbauten und von dieſem nach ſeinem Namen benannten" Stadt.

Hier empfing nun den König der alte Gray, der Tuchherr, mit ſilberweißen Haaren, an der Seite ſeiner würdigen Hausfrau. Aber als das überglückliche Ehepaar den finſter blickenden, ſtumm und ſcheu neben dem Könige einherſchreitenden Herzog Robert erblickte, und ihnen dadurch der verbannte Graf von Salisbury, deſſen Unglücksgefährte, und mit ihm deſſen bei ihnen weilende unglückliche Tochter in den Sinn kam, fiel ihnen plötzlich ſchwer auf's Herz, wie ſie gegen des Königs Gebot gehandelt hatten, und dies ſtörte ſie mitten in ihrer unſchuldigen Freude. Heftig erſchracken daher beide, als nach einigen, in Fröhlichkeiten und Feſtlichkeiten in ihrem Hauſe verlebten, Stunden der König plötzlich in das Arbeitszimmer ihrer Spinn- und Webermädchen, die wegen ihrer Geſchicklichkeit weit und breit berühmt waren, geführt zu werden verlangte. Wie viel größer wäre noch die Furcht der beiden guten Alten geweſen, hätte ihnen Margarethe je die frühern perſönlichen Abſichten Heinrichs

auf sie, und daß er sie so genau kannte, erzählt. Sie wagten es nicht, sich des Königs Wunsche unter irgend einem Vorwande zu widersetzen, und traten zitternd hinter ihm und seinem ihn begleitenden Bruder in die weite Halle.

Erstaunt blieb der König in der Thüre stehen, denn so weit hin zog sich die lange Reihe der Spinnrocken und Webstühle zu beiden Seiten des länglichen Saales, an denen hölzerne Säulen unzählige Abtheilungen bildeten für jedes einzelne der Hunderte von emsig beschäftigten Mädchen, daß ihm, der an dem äußersten Ende der Halle stand, in zierlicher Perspective die Gestalten der am weitesten entfernten Arbeiterinnen in Pygmäenformen erschienen, und die Menge der neugierig auf ihn gerichteten Gesichter in eine Masse zusammenfloß. So konnte des Königs verwundertes Auge nur über das Ganze hinwegschweifen und seinen Sinn nur das Große der Unternehmung und der für das Gemeinwohl daraus hervorgehende Nutzen beschäftigen.

Die Reihe der Spinnerinnen war so lang, daß die entfernteren seinen Eintritt gar nicht bemerkten, und daher das Geräusch der Spinnräder nur nach und nach aufhörte, je weiter er die Schritte nach dem Hintergrund der Halle lenkte.

Aber seinem Bruder, dem sich keine Betrachtungen der Art aufdrängten, und der sich vom seltsamen Anblick ganz anders bewegt fühlte, entging ein Mägdlein gleich am untern Ende des Saals nicht, das sich sogleich nach dem Eintritt des Königs geflissentlich hinter ihren Spinnrocken, der, ohnehin der zierlichste und glänzendste von allen, dem einmal dorthin gerichteten Blicke auffallen

mußte, zu verbergen suchte. Immer noch würde den Herzog das Benehmen nicht zu weiterer Aufmerksamkeit aufgefordert haben, hätte sie nicht bei ihrem Versuche, sich zu verbergen, ihre zarte, schneeweiße Hand vergessen, wegen welcher sie in ganz Glocester Margarethe mit der milchweißen Hand hieß. Darüber staunend und von einer unsichtbaren Macht seinem Schicksale gewaltsam entgegengezogen, trat Robert einen Schritt näher und entdeckte so auch den zarten, von einem knappen, himmelblauen Mieder fest umschlossenen, durch die Beugung des erschrockenen Mädchens noch mehr hervorgehobenen Wuchs, die schwarzen Locken, die am Hinterhaupt mit einer großen silbernen Nadel, dem Geschenke des guten Alten, der das freundliche Pflegekind vor Allen hervorgehoben wünschte, geschmückt waren; und bei einer schnellen Bewegung auf die andere Seite hinüber, wo die Jungfrau schutzlos seinem Blicke Preis gegeben war, traf ihn erschütternd ein braunes, großes, helles Auge aus einem von Todesangst zu einer herrlichen Marmorbüste erbleichten Antlitz. Doch eben so schnell übergoß sich dasselbe mit der tiefsten Purpurröthe; denn vor ihr stand jener Ritter, der unter dem Namen Ralf sie an jenem Schreckensabende so freundlich hatte schützen wollen.

Sie war nahe daran, in ihrer Erschütterung sich zu verrathen, hätte nicht das Bewußtseyn der vom König ihr und den guten Pflegeeltern drohenden Gefahr ihr die nöthige Geistesgegenwart wieder gegeben. Mit dem wehmüthigsten Ausdrucke flehten die Augen um Schonung und Verschwiegenheit, was eine Bewegung der Hand noch deutlicher erklärte.

Doch so tiefen Eindruck auf den Herzog diese Jungfrau machte, sie war ihm fremd. Denn kaum hatte er die Züge der am Boden in der Halle zu Shrewsbury knieenden Tochter deutlich gesehen, und die nachfolgenden Ereigniſſe hatten das Bild noch mehr in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt. Dennoch regte ſich dunkel in ihm etwas, was ihm aus vergangener Zeit die Erſcheinung befreundete, und machte das in ihm wogende Gefühl nur heftiger und ſeltſamer. Wiewohl er daher nicht ahnen konnte, warum das Mägdlein ſich ſo zu verbergen ſtrebte, ſo machte doch das eigene Unglück fremdes Mißgeſchick ſo verſtändlich, daß er den Wink richtig auslegte.

Was wir hier lange erzählen, war nur das Werk einiger Augenblicke, und da der alte Gray, der ihm ängſtlich mit den Blicken gefolgt, in ſeiner Angſt plötzlich allen Arbeiterinnen mit dem wohl bekannten Winke ſogleich wieder ihren Lärm, mit dem ſie inne gehalten, zu beginnen geboten hatte, und dieſer den König um ſo mehr von jener Gruppe abziehen mußte, ſo gelang es dem Herzog, ſich unbemerkt wiederum dem Könige anzuſchließen.

Doch als er noch einmal verſtohlen den Blick nach der Jungfrau erhob, ſah er in plötzlicher Verwandlung, als hätte der Schmetterling ſeine Hülle durchbrochen, die früher ſo demüthige Jungfrau mit zum Himmel gehobenem Blicke, hoch und hehr, wie eine Himmelskönigin, mit gefalteten Händen daſtehen. Und ſo wie ſeine Erſcheinung über der Jungfrau Leben, ſo entſchied jenes Umſehen über das ſeinige.

Unterdeſſen hatte der ehrwürdige Alte im eifrigen

Geſpräch den König zu beſchäftigen und immer weiter nach dem andern Ende des Saales hinzuziehen geſucht, und ſo ging der gefürchtete Beſuch ohne augenblickliche Folgen für den alten Gray, doch mit deſto größeren für Robert und Margarethe vorüber. Innerlich erbebte die Jungfrau vor dem glühenden Blicke, den das ſchwärmeriſche Auge des ſchönen männlichen Herzogs beim Hinausgehen ihr noch zuwarf. Denn in ihrem Herzen war das Bild des Jünglings von jenem ſchrecklichen Abend, wo der König ſie grauſam aus dem Hauſe ihrer Väter geſtoßen, mit größerer Stärke erwacht und zerfloß zu einem noch ſchöneren mit den demüthig zum Herzen ſprechenden Zügen des unglücklichen Herzogs.

7.

Herzog Robert, von dem die Sagen der Normannen und Engländer manches Abenteuerliche berichten, war ein heftiger, leidenſchaftlicher Mann. Das Gefühl, das jetzt eben in ſeiner Bruſt ſo plötzlich entſtanden war, wogte darum in ihm deſto ſtürmiſcher, da es zugleich alle andern in ihm erweckte, die er, an ſeinem Glücke verzweifelnd, was ſolchen Gemüthern ſo leicht begegnet, bisher einzuſchläfern geſucht hatte. Leichter hatte er eine Krone verſchmerzen können, ſo lange ſie ihm nur als ein Ziel des Ehrgeizes vorgeſchwebt; leichter hatte er die Sehnſucht nach Freiheit ſtillen können, ſo lange kein beſtimmter Gegenſtand mit größerer Gewalt über die Schranken des ihm angewieſenen Aufenthalts hinaus-

lockte, ſo lange kein Blick in die Ferne die Berge, die er aus dem einſamen Cardiſeſchloß erblickte, mit tieferer, ſehnſüchtiger Bläue überzog. Aber als er aus der Werkſtatt des alten Gray getreten war, als er an der Seite des Königs aus dem Thore von Gloceſter nach den nördlichen Gegenden Englands ritt, da lag die Welt anders vor ihm. Sein waren ja, nach dem Recht, die geſegneten Fluren, die ſich vor ihm ausbreiteten, ſein die hohen Waldbäume, die im Wehen der Luft mit den Gipfeln ſich zu ihm herabneigten, als wollten ſie ihn flüſternd fragen: „Wo haſt Du Dein Reich und Deine Königin?“ Wohl war ihm klar, daß jene Jungfrau eine hochgeborne, durch das Mißgeſchick der Zeiten in den Staub getretene Blüthe war, die, wieder aufgerichtet, in hohem Glanze über die Welt ſtrahlen würde. Ihr nun die ihm gebührende Welt, die ſein ſtarker Arm wieder ſich erzwungen, als Brautgeſchenk darzubringen, ſo ein hochglänzendes Muſter ritterlicher Liebesthat im Munde der Sänger in die ferne Nachwelt klingen zu laſſen, — ein ſolcher Gedanke mußte zu alles vergeſſender Thatbegeiſterung den Mann entflammen, der, von der Schwärmerei der Zeit fortgeriſſen, über dem Zuge in das heilige Land zu dem Grabe des Erlöſers das Reich ſeiner Väter verloren hatte.

Die Romanzen der Chevalerie, die ſpäter den Charakter derſelben zur höchſten Blüthe entwickelten, waren in ſeinem Jugendlande, in der Normandie, zu damaliger Zeit ſchon entſtanden, und der Anfang jener Romanze, die in jenem wunderbaren Gemiſch der Langue d'Oui die fabelhafte Geſchichte der engliſchen Könige beſchreibt:

Qui velt oir, qui velt savoir
De roi en roi et d'hoir en hoir
Qui cil furent et donc ils vinrent
Qui Engleterre primes tinrent,

tönte in seinen Ohren. Begeistert rollte das funkelnde Auge umher, muthiger bäumte sich das Roß unter ihm, und gar oft hielt ihn ein in die Stille seiner Gedanken von Zeit zu Zeit hineingeworfenes Wort des Königs, ihn an die Gegenwart erinnernd, noch zur rechten Zeit zurück, wenn er dem Rosse, das stürmende Wogen in der Brust zu dämpfen, die Zügel ließ und schon einige Schritte weit vorausgesprengt war. Zähneknirschend hielt er dann an, um der verdächtigen Bewegung den Schein zu geben, als vermöge er das Thier schwer zu bändigen. Doch entgingen auf die Länge dem darüber innig frohen Könige die Bewegungen nicht, und er äußerte nur einmal mit deutsamem Blick: „Die Reise scheint Eurem Rosse Flügel wachsen zu lassen, Herr Herzog."

Als sie in die nördlicheren Provinzen gelangt, war der König besonders begierig das gute Halifax zu sehen, das er mit jenem neuen Hängeprivilegium begabt hatte. Sobald sie daher die Thürme von Halifax erblickten, konnte Heinrich kaum die Ankunft daselbst erwarten. Vergebens sah er aber in der Nähe sich nach einem jubelnden Zuge, nach Blumen und Kränzen um; vergebens suchte er sein Gehör zu schärfen und überredete sich, an diesem nur oder an den rissigen Glocken der Stadtthürme liege es, wenn er das frohe Geläute nicht vernehme. Doch nichts von allem that sich kund.

Schon leuchtete Heinrich das Symbol der herrlichen

Freiheit entgegen, der weiß angestrichene Galgen nemlich, der die ganze flache Gegend auf einem Hügel nahe an der Stadt beherrschte, er blieb aber auch noch immer der einzige ihm errichtete Ehrenbogen. Als er mit seinem Zuge vor ihm hielt, entdeckte er auch nicht das kleinste Merkmal eines freudigen Empfanges, als einen an dem Querbalken zierlich in eine Schlinge gewundenen Strick, der sich noch nach Füllung zu sehnen schien. Erst an den Stadtthoren traf er auf eine kleine Schaar in gebeugter Stellung und mit traurigen Mienen, Hodgekins an der Spitze, der dem Könige schweigend ein Stück Tuch darbot, und mit bedeutendem Blicke auf die darauf abgedruckten Pferdehufe deutete. Zugleich trug der lange Tuchherr dem erstaunten Könige das Gesuch der Einwohner von Halifax vor, ihnen das unglückliche Privilegium, dessen Gewichte sie nicht gewachsen seyen, und das sie zum Spott der ganzen Nachbarschaft mache, auch ihnen unsäglichen Schaden zugefügt habe, wieder abzunehmen.

Als der König sich die Deutung dieses Räthsels und jenes sinnreichen Symbols auf dem Stücke Tuch erbat, erfuhr er, die Einwohner hätten zu ihrem großen Leidwesen die Erfahrung machen müssen, daß ihr Privilegium ihnen darum nichts nütze, weil zu Ausübung desselben, nach der Sitte der Zeit, sich durchaus Niemand zu einem Hängemann habe hergeben wollen. — Zur weiteren Erläuterung dieser Sitte führt der Verfasser unseres Volksbuchs noch an, daß gerade zu der Zeit, als das Galgengesetz von Halifax gegeben worden, zwei Häscher in London gestorben seyen, und man erst habe zwei Flammländ-

der zu diesem Dienste nach England herüberholen müssen, daß aber in der Interimszeit, in der Niemand ihren Dienst versehen wollen, ein verwegner Dieb, Namens Cripple, Nachts die so genannte große Wetterglocke auf der Hauptkirche, welche von reinem Silber gewesen, und trotz ihrer Größe bei der Höhe des Thurmes den Menschen wie ein Sperling so klein erschienen sey, heruntergestohlen habe. — Er habe nun, klagte Hodgekins fort, im Vertrauen auf die Strenge der gedrohten Strafe seine Mitbürger beredet, die Kosten der Nachtwächter bei dem Tuche zu ersparen; da sey ihnen nun alles Tuch gestohlen worden, besonders von einem, Namens Wallis der die Hufe seinen Pferden verkehrt aufgeschlagen habe, damit man ihn in falscher Richtung verfolge, und auf jenem Tuche seyen die Zeichen seiner That noch zu sehen. Als sie ihn endlich mit dem Tuche erhascht, habe ihn kein Mensch hängen wollen; gefangen habe man ihn nicht halten dürfen, bis sich vielleicht ein Henker gefunden hätte, da das Gesetz das Hängen „auf der Stelle" blos erlaube; so habe man ihn wieder loslassen müssen; und da, nach Bestimmung des Privilegiums, wenn einer wieder losgekommen, derselbe nur innerhalb 100 Ellen vom Galgen wieder ergriffen werden dürfe, so gehe der Kerl obendrein ihnen vor der Nase herum und lache sie mit seinen Gesellen aus. Darum möge es Sr. Majestät gefallen, das Gesetz wieder zurückzunehmen, damit sie sich doch der Diebe, wo sie sie fänden, wieder bemächtigen dürften, um sie, wenn sie dieselben auch nicht hängen dürften, doch, wie früher, bestrafen zu können. Wolle er aber recht gnädig seyn, so möge er die sinnreiche Erfindung

erlauben, die ihnen ihr Stadtpater angegeben, vermöge welcher man den Dieben die Köpfe abschlagen könne, ohne daß irgend eines Menschen Hülfe dabei nöthig wäre.

Der König, die Nothwendigkeit einer strengen Bestrafung einsehend, erlaubte dem darüber frohen Hodgekins den Gebrauch dieser Maschine, hob aber jene angeführten Beschränkungen der Ausübung des Gesetzes, in Rücksicht auf das Freiheitsgefühl der Engländer, nicht auf. Worin die Erfindung des sinnreichen Paters bestanden, darüber berichtet das alte Buch nichts Genaueres.

Nun begannen aber die Festlichkeiten wegen der Ankunft des Königs in Halifax mit demselben Glanze, wie in den übrigen Sitzen der Tuchmacher, und da die Stadt kein glänzendes Gebäude hatte, in welches Hodgekins den König führen mochte, ward ein köstliches Mahl unter dem Schatten großer Buchen gehalten, und Heinrich, in froher Laune über die närrischen und einfältigen, aber treuen Halifaxer, sprach dem guten Rheinweine, der damals in England besonders beliebt war, tüchtig zu und vergaß nebst seinem Gefolge, seinen Bruder so streng wie gewöhnlich zu bewachen.

Es war aber eine Menge von Leuten nah und fern auf die Nachricht von der Ankunft des Königs in der gehaßten und verspotteten „Galgenstadt" herbeigekommen, ihren Landesherrn und sein prächtiges Gefolge anzugaffen, unter ihnen auch mancher Dieb, neugierig, was für einen Ausgang die Galgensache endlich noch nehmen werde. Als Robert nun unbemerkt, seinen neuen Gedanken und

Plänen nachhängend, allein unter den hohen Buchen hinstrich und sich bereits beinahe einen Bogenschuß weit von dem Galgen entfernt hatte, störte ihn plötzlich aus seinem tiefen Nachsinnen ein Geräusch im Laube. Er wandte sich um und erblickte an einer hohen Buche nachlässig angelehnt einen athletisch gebauten Mann, in einem saubern grünen Wamms von Lincolntuch, eine Mütze von roth und blauem Zeuge auf dem Kopfe, einen großen Bogen von Eibenholz zu seinen Füßen, ein großes Schwert am breiten, mit metallenen Buckeln besetzten, von der Schulter herunterfallenden hirschledernen Gehänge, an der andern Seite ein kleines, gewundenes Hifthorn, über einem Köcher voll langer, an dem Schaft mit Federn versehener Pfeile — eine von jenen Erscheinungen, die jetzt bereits das Land in den nördlichen Grenzprovinzen Englands zu beunruhigen anfingen und, wegen ihrer Tapferkeit und Mannhaftigkeit von dem Volke, trotz ihrer Räubereien, stets geschützt, selbst den Königen trotzten; eine Klasse von Männern, die unter der Regierung Richards des Ersten, unter dem Namen der Bogenschützen von England, in Robin Hood ihre höchste Blüthe erreichten, und noch heute in den Volksliedern und Volksbüchern und im Munde des englischen Volkes leben.

Das von dem schwarzen, bis auf den Gürtel herabhängenden, Barte eingefaßte braunrothe Antlitz, die große gebogene Nase, und die sprühenden großen Augen, die dem Herzog mit sonderbarem Ausdrucke zublirzelten, erschütterten diesen gewaltsam. Der Mann öffnete die Lippen nicht, und doch war es, als dringe sein Blick in die

innerſten Gedanken des Herzogs; ſeine Mienen gaben, beredter als Worte, ſo ſchlaue, auffordernde Fingerzeige, woher ihm Unterſtützung bei ſeinen Planen kommen ſolle, daß Robert lautlos daſtand und die ſeltſame Erſcheinung anſtarrte. Eben ſo unverwandt blickte Wallis — denn der ſchlaue Tuchdieb war es — den Herzog an, nahm aber dann ruhig einen gefiederten Pfeil aus ſeinem Köcher, ergriff ruhig den ſchweren Bogen mit dem fingerdicken Strange, zog ihn gleichſam ſpielend auf, ſetzte ihn langſam an die Wange und zielte dahin, wo Hodgekins und deſſen vornehme Gäſte ſaßen, deren Geſichter durch die Oeffnungen der Zweige zu ſehen waren. Erſtaunt folgte Robert mit dem Auge den langſamen Bewegungen des bärtigen Mannes, der abſichtlich zu zögern ſchien, gleichſam um erſt des Herzogs Meinung zu erforſchen; kaum hatte aber dieſer die Spitze des Pfeils ſich nach dem Haupte des Königs, der eben mit ſchallendem Gelächter einen Becher zum Munde führte, hinrichten ſehen, als er erſchrocken auf den Schützen zuſprang und ihm mit ſtürmiſcher Haſt in den Arm fiel. Der ritterliche Sinn Roberts konnte einen ſolchen Mordanſchlag nicht ertragen.

„Wie Ihr wollt," ſagte kalt und ruhig der Schütz, nahm eben ſo langſam als behutſam den Pfeil von der Senne, ſtellte dann den Bogen wieder an die Buche und fuhr fort, während er ſich beſchäftigte, den Pfeil wieder in den Köcher zu ſtecken und ohne den Herzog anzuſehen: „Die Gelegenheit kommt Euch freilich ſobald wohl nicht wieder! In einem Augenblicke," ſagte er nun mit erhobner Stimme und wies auf ſein Hüfthorn, „waren 300 wackere Burſche aus den Wäldern da, wie Ihr ſie

nicht ſo leicht wieder zuſammen bekommt; auch kommt der König nicht ſo leicht wieder in die Nähe der Nordberge.“

„Aber was,“ unterbrach ihn Robert, „macht Dich ſo unberufen zu einem Beſchützer meiner Rechte?“

„Hm!“ knirſchte der alte Wallis, „ſahet Ihr die Schlinge da am Galgen, als Ihr vorbeikamt? ſie ſollte um meinen Hals und geberdet ſich im Winde ganz betrübt, daß ſie ſo ohne einen feſten Halt, wie ihr meine Glieder geben würden, zwiſchen Himmel und Erde baumeln muß! Zu Gunſten ſolcher ſtubenhöckeriſchen Schurken einen Galgen in England bauen! Wie lange wird's dauern, ſo finden ſie einen, der Leute aufhängt, denen ſie ſonſt in die Augen zu ſehen ſich ſcheuten. Darum kam ich her, daß Ihr ſehen ſollet, wie Euch Burſche, wie wir, zum Herrn machen könnten, wofern Ihr nachher zum Lohn das verdammte Geſetz wieder zurücknähmt. Iſt Euch damit aber nicht gedient, nun, ſo kann mir's gleich ſeyn, wer den Galgen baut, ob der da oder ein anderer.“

„Den Mord durfte ich nicht dulden,“ rief Robert, des Schützen Hand faſſend, „aber willſt Du im ehrlichen Streite mir mit Deinen Geſellen dienen, ſoll Euch werden, was Ihr verlangt, und noch mehr, wenn meines Vaters Erbe wieder mein iſt. Blaſ', blaſ' gleich in Dein Horn; wir überfallen ſie dort beim Trunk, und gewinnen den Preis ohne Schande.“

„Geht nicht!“ ſagte der Schütz kopfſchüttelnd. „Fällt der König durch den Schuß, könnte die ganze Heerde da wohl im erſten Schrecken auseinander fahren; ſo ſind ihrer zu viel, und das Horn weckt ſie auf.“

In diesem Augenblicke erhob sich der König zu seinem Heil; denn sonst hätte vielleicht doch noch das Rachgefühl des alten Yeoman und die Ueberredungsgabe des ritterlichen Herzogs die Gefahr über sein Haupt gezogen. So mußte mit einem raschen Sprunge der Herzog sich wieder in des Königs Gefolge mischen, nachdem er dem alten Schützen noch zugerufen: „Vergiß mich nicht, ich bin im Cardifeschloß!“

8.

König Heinrich hatte in seiner frohen Laune unter den ehrlichen Halifaxern keine Ahndung davon, welcher Gefahr er so eben durch den Edelmuth seines überwundenen Bruders entgangen, einer Gefahr, die ihm wegen seiner Nachsicht gegen Hodgekins drohte, und die ihm in der Werkstatt des alten Gray entstanden war, so wenig als davon, daß seine Leutseligkeit gegen die Tuchmacher zur Folge haben werde, ihn von der Gefahr zu befreien, die ihm beständig von seinem Bruder drohte. So vergaß er, als nach einer Rückreise von mehreren Wochen die Brüder sich trennten, der König nach London eilte und Robert wieder nach Cardife-Schloß gebracht wurde, den Hütern Befehle zu schärferer Bewachung des Herzogs mitzugeben, und so schieden sie friedlich, um sich bald ganz anders wieder zu treffen.

Der Herzog kam an spätem, sternhellem Abend bei Cardife an. Aber die Thürme des nahen Glocester, welche er mit funkelnden Zinnen noch in der Abendsonne erblickt, hatten zu mächtig sein Herz dorthin gezogen, als

daß es ihm möglich gewesen wäre, die volle Brust in die finstern Gemächer der alten Burg einzusperren, und leicht gelang es ihm, seine Wächter, die ihn wegen seines stillen, leutseligen Wesens und seiner tiefen Schwermuth liebten, mit seiner einschmeichelnden Stimme zu bereden, ihn diesen Abend noch auf einem Gange nach Glocester zu begleiten. Vertraulich erzählte er ihnen, wie er dort ein Liebchen, eine schlichte Bürgerstochter, habe, die er nur bei nächtlicher Weile besuchen könne und so lange nicht gesehen habe. Aus der natürlichen Neigung, Unternehmungen der Art ausführen zu helfen, und in Geschäften solcher Art am wenigsten verrätherische Absichten ahnend, erfüllten die Hüter seinen Wunsch, in geringer Entfernung von der Wohnung des alten Gray seiner Rückkehr zu harren.

Die Häuser damaliger Zeit, selbst in London, waren noch mit Stroh gedeckt, niedrig und von einem Stock. Durch die Oeffnungen des hölzernen Fensterladens am kleinen Wohnhäuschen des reichen Tuchmachers drang dem Herzog ein Schein von Licht entgegen, und verrieth ihm die Anwesenheit der alten Leute, während die übrigen langen Nebengebäude in tiefer Stille dalagen, indem keinem Diener über die Zeit des Nachtmahls hinaus aufzubleiben erlaubt war. So legte sich der Herzog liebesehnsüchtig an die Klinsen des Ladens und schaute in das Stübchen hinein. Ihm gerade gegenüber loderte ein lustiges Feuer im Kamine und warf seinen Schein auf die glänzend überfirnißte, mit Holz überzogene Decke und Wände des Zimmers. Aber das Lieblichste, was es beleuchtete, war Margarethe, die im-

mer noch, als das Lieblingskind des Hauſes, an ihrem glänzenden Spinnrocken am Kamine ſitzen und dem Plaudern der beiden geſprächigen Alten zuhören durfte, die auf großen gepolſterten Armſtühlen an dem eichenen Tiſche ſaßen, der ſilberhaarige Alte einen großen hölzernen Becher, an welchem die Baumrinde noch ſaß, voll Meth vor ſich. Bläſſer ſchien dem Herzog das ſchöne Mädchen heute und ihr großes Auge feucht, wenn ſie es erhob, denn das Geſpräch der Alten hatte ihr ihre frühere Lage lebhaft ins Gedächtniß gerufen. Der Herzog hielt den Athem an, und legte das Ohr an die Ladenöffnung.

„Was?“ rief die Alte eben aus, „ſind wir nicht Gottes Kreaturen ſo gut wie die Londner, nicht des Königs Unterthanen ſo gut, und wohl noch beſſer, als ſie? ſind wir nicht noch wohlhabender als die meiſten, und ſollen wir das nicht eben ſo zeigen? Ich, das weißt Du, Alter, wohl, will mich nicht mehr aufputzen; aber daß die feine Dirne da bei der Hochzeit mit unſerm Sohne, bei der Hochzeit ſag' ich, nicht ſo gut gehen ſoll, wie eine Schuhflickersfrau in London, das kann ich nicht ertragen. Uebertreffen uns wahrhaftig die Auſterweiber in London, die Küchenweiber in ihrem Sonntagsſtaate! Ja Waſſerträgerweiber habe ich gar auf unſerer letzten Reiſe mit einer Tracht Waſſer und einem goldnen Ringe an der Hand geſehen.“

„Nein, Frau,“ erwiederte der Alte und ſchüttelte bedachtſam den Kopf; „ſiehſt Du, Du mußt bedenken, was London iſt. London iſt die Hauptſtadt, die vornehmſte Stadt im ganzen Lande, ein Platz, auf den alle Fremden ihre Augen richten; es iſt des Königs Kammer

und Sr. Majeſtät königlicher Sitz. Darum ſchickt ſich's durchaus, daß der Bürger in einer ſolchen Stadt in ſeiner Kleidung nicht wie ein Bauer ausſieht, ſondern zum Kredit unſers Landes müſſen ſie alle ſolche Wämmſer tragen, die den Augen aller Fremden wohlthun und Ehrfurcht einflößen; wir müſſen aber mit unſerm grauen hanfgeſponnenen Tuche zufrieden ſeyn."

„Ei," fiel die Alte ein, „giebt's nicht noch mehr Kredit, wenn das ganze Land ſtattlich geht? Eher will ich Dir zur Schande zerlumpt gehen, ehe dem lieben Kinde da ein Londner Damenkleid am Hochzeittage fehlen ſoll."

„Nichts da!" rief jetzt der Alte in ſtärkerem Tone und erhob ſich von ſeinem Stuhle, über die ungewohnte Widerſpenſtigkeit ſeiner Hausfrau erzürnt; doch beſänftigte er ſich bald wieder und murmelte: „Weiß ich doch, daß Du die dummen Einfälle blos um des lieben Kindes willen da haſt, das ſich uns allen ins Herz geſchlichen hat; freilich mag es ihr an ihrer Wiege nicht geſungen worden ſeyn," fuhr er weicher fort; „wohl mag der ſtolze Graf von Shrewsbury, als ihm das neugeborne Töchterlein auf den Arm gehoben ward, nicht gedacht haben —"

Hier unterbrach ein Geräuſch am Fenſterladen des Alten Rede. Die Ueberraſchung über dieſe Auskunft von Margarethens Geburt hatte den Herzog ſo übermannt, daß er unvorſichtig mit dem Kopf gegen das Fenſter gerannt, und dann einen Schritt zurück gewichen war. Aber der zweite Schreck folgte dem erſten gleich, ehe er ſich noch faſſen konnte, auf dem Fuße nach, denn er fühlte zu gleicher Zeit einen Schlag auf die Schulter

und ſah, als er ſich umwandte, daß er nicht der einzige Horcher des Geſprächs der beiden Alten geweſen war. Hell lag jetzt der Mondſchein auf der Straße und den Häuſern, und grauenhaft mußte ihm deshalb die verſtummte Geſtalt hinter ihm erſcheinen, die mit dem Arm ſchnell auf den Fenſterladen wies, und als Robert hinblickte, ſah er erſchrocken den weißen Kopf des alten Gray im Fenſter liegen. Aber zu ſeiner Freude zog der Alte ſogleich, als er die vermummte Geſtalt erblickte, den Kopf ganz ſtill in das Zimmer hinein, machte eben ſo ſachte den Fenſterladen wieder zu, und an dem Zeichen des Kreuzes, das er zuvor noch ſchlug, erſah der Herzog, daß der Greis die Geſtalt für irgend ein überirdiſches Weſen gehalten haben mußte.

„Habt Ihr gehört, wer Euer Feinsliebchen iſt?“ Mit dieſen Worten trat der Fremde dem Herzog wieder näher, ſchlug den Mantel auseinander, und das ihm nur zu erinnerliche Geſicht Wallis, des Bogenſchützen, wikkelte ſich aus der Hülle heraus. „Habt Ihr gehört, Herr Herzog,“ wiederholte er, „welchen koſtbaren Lockvogel der alte Narr drin verbirgt?“

„Aber was wollteſt Du hier?“ fragte der Herzog, der ſeine bedeutſame Frage noch nicht verſtand, ſich ſcheu umſehend.

„Ei, geſtrenger Herr, Euch im Cardiſe-Schloß beſuchen. Wunderbar gut hat es diesmal ſich gefügt, daß ich zu gleicher Zeit mit Euch bei Cardiſe ankam, und Euch dann verwundert auf Eurem nächtlichen Gange folgte. Eure Sinne haben Euch vortrefflich geleitet; der geſcheueſte Kopf hätte keinen beſſern Plan ausſinnen

können. Geht, geht, die Wächter rühren sich, ich will nach Frankreich hinüber. Das wird Euern alten Bundesgenossen, den Grafen von Shrewsbury, aus seinem Schlafe wecken, wenn er erfährt, daß sein Töchterchen, das er längst todt geglaubt, wie wir Alle, nun noch Königin von England werden kann; geht schnell, sucht unterdeß das Vögelchen in Eure Gewalt zu bekommen; ich will Euch bald Nachricht ins Schloß bringen, wohin Ihr sie zu schaffen habt; nicht wahr," damit wandte sich der Schütz zu dem forteilenden Herzog zurück, „nicht wahr, Ihr reißt dem alten Wallis den Galgen nieder, wenn Ihr König seyd?"

V.

Es war einige Monate später, als dicht an der Meeresküste, am Kanal von Briſtol, nicht fern von Monmouth in Glocesterſhire, mitten in der dunkeln Nacht, ein gewappneter Mann langsam auf und nieder ging. Die Nacht war bitter kalt und der Gewappnete, der die Wachhut vom königlichen Heere übernommen hatte, damit nicht fernere Hülfe von Frankreich her der weiter im Lande hin stehenden Rebellenschaar des Herzogs Robert und des Grafen Shrewsbury zustoßen sollte, hatte sich so tief in seinen dunkeln Wappenmantel gehüllt, daß er in ganz schwarzen Umrissen dahin geschritten wäre, hätte nicht der glänzende Schaum auf den Spitzen der hoch und hohl gehenden Wogen von Zeit zu Zeit einen blitzenden Widerschein auf dem Brustharnisch gefunden, und damit der dunkeln Gestalt Bedeutung und Leben

verliehen. Die Stille der Nacht ward nur durch das eintönige melancholische Rauschen des Meeres, dessen Wellen sich schäumend gegen die kreidigen Felsen des Ufers stürzten, durch das ferne Rufen der Wächter, und von Zeit zu Zeit durch den Schlag der Glocken in der nahen Stadt unterbrochen.

Die beiden hohen Kalkfelsen aber, zwischen denen der Mann seine nächtliche Wache hielt, und die kühn weit in die Wogen hinein traten, schnitten von der unermeßlichen Fläche des Meeres ein Stück ab, das mit dem Sternengewölbe ein schönes, übersehbares und deshalb heimischeres, wie in einen Rahmen gezogenes Gemälde bildete. Dies nahm der einsam schweigenden Nacht viel von dem Grausigen, das sie sonst am Gestade eines in trostlose Ferne hinausziehenden Elementes hat, das in seiner so ungeheuern physischen Größe und Gewalt das Gefühl der Ohnmacht in der Menschenbrust fast zu sehr und zu drückend erregt.

„'S ist als wenn's heut nicht kommen wollte, Herr," sagte eine tiefe Baßstimme, die von einer am Felsen zusammengekauerten Gestalt herkam, so daß der in Gedanken versunkene Waffenmann erschrocken zusammenfuhr, „'s will heut gar nicht kommen; es wird bald Tag seyn, und um die Zeit gestern war es schon lange wieder fort. Das wäre doch verdammt, wenn wir Euch aus Euerm warmen Zelte herausgeholt hätten, damit Ihr vergebens hier die Nacht fröret. Aber wahrhaftig, Tom und Robin haben's alle drei Nächte mit angehört, wie es laut und vernehmlich Euern Namen rief."

Es sprach das einer von des Mannes Dienern, der

die vorigen Nächte die Wacht am Meere gehabt, und dem mit seinen Gefährten dieses Abenteuer aufgestoßen war. So hatte sein Herr selbst die Hut am Strande übernommen, um zu verhüten, daß nicht etwa die Furcht der gemeinen Krieger vor etwas Uebernatürlichem die vermuthliche List der Feinde gelingen lasse. Nicht weit hinter den Felsen lag eine Schaar im Hinterhalt. Eben stand der Orion mit seinem Schwerte in überaus hellem Glanze funkelnd in der Mitte jenes Bildes und der Gewappnete schaute in seltsamer Stimmung in die schönen goldnen Sterne, die den hellen klaren Himmel zu einem blauen, silbergestirnten Königsmantel machten, als plötzlich ein Plätschern durch die bei Herannahen des Tages ruhiger gewordenen Wogen zu seinem Ohr drang, der schwarze Schnabel eines Fahrzeuges sich um die Ecke des einen Felsens bog, das Fahrzeug bald in der Mitte zwischen den Felsen schwebte und aus demselben eine lange weiße Gestalt sich schnell emporhob.

„So war's auch gestern," sprach der Knappe, der erschrocken von seinem Lager aufsprang, zu dem Führer, der in sprachlosem Entsetzen die Erscheinung anstarrte. Eben wollte dieser, sich ermannend, jene verborgene Schaar herbeirufen, nachdem er durch das Zeichen des Kreuzes dem Schutz der Jungfrau und aller Heiligen sich empfohlen, als in demselben Augenblicke ein hellleuchtender Schein, wie ihn die Dünste des Meeres oft zur Nachtzeit erzeugen, über die Gegend hinfuhr und einen Augenblick das Dunkel erleuchtete. Der liebliche Anblick einer schönen Jungfrau, mit langen, über die Schultern wallenden Haaren, gab ihm die augenblickliche Ueberzeu-

gung, es ſey ein gewaltſamer Angriff nicht zu fürchten. Da auch er von jenem Schein umleuchtet und der Jungfrau kenntlich geworden war, ſo ſah er den Kahn, von mehreren Männern gerudert, ſchnell auf den Strand zukommen. So groß war der Zauber, den die liebliche Erſcheinung auf den in Gedanken an den morgenden blutigen Tag wehmüthig und ſanft geſtimmten Gewappneten ausübte, daß er, die Hut gegen eine Feindesliſt vergeſſend, wenn auch halb in Furcht, daß ein überirdiſches Weſen den Sterblichen heimſuche, an das Geſtade ſchritt, und kühn den Arm der Norne oder Nixe zum Ausſteigen bot.

Warm rieſelte es bis in ſeine Bruſt, als eine warme weiche Hand die ſeinige, die er vom Eiſenhandſchuh entblößt, um den Feind recht ſanft anzufaſſen, berührte. Freundlich hob er, ſo ſauer es ihm auch zu werden ſchien, die Jungfrau über den Schlamm des Ufers hinüber, während er zu gleicher Zeit den Männern im Nachen mit drohender Geberde gebot, ſich nicht vom Flecke zu rühren, was dieſe auch nicht zu beabſichtigen ſchienen.

„Margarethe!“ rief der Gewappnete, als er das Mädchen ans Ufer geſetzt und ſie näher ins Auge gefaßt, und ſtieß in unwilligem Erſtaunen ſie von ſich zurück.

„O, Vater Gray,“ erwiederte wehmüthig die Jungfrau, „könnt Ihr ſo der Tochter zürnen, daß ſie vom Geliebten ſich zu dem alten Vater wieder führen ließ? Bin ich, die Schwache, Unglückliche, Schuld an dieſem blutigen Streite der rohen, ehrgeizigen Männer?“

„Du biſt freilich nicht Schuld, Kind,“ ſagte weicher

der Alte, „aber der Zauber, den Dir zum Unheil so vieler Männer Gott verlieh, der mich bewog, eine von Gott Gezeichnete in mein Haus zu nehmen, der meine alten Glieder in ungewohnten Stahl zwängt, der mich, den alten friedlichen Mann, morgen in die vordersten Reihen der blutigen Krieger treibt; denn wie könnte ich anders den schweren, schimpflichen Verdacht von mir wälzen, als hätte ich Antheil an der Empörung, die sich an meinem friedlichen Heerde entspann!“

„O Gott, das ist's ja eben,“ rief mit herzzerschneidendem Tone Margarethe, „was mir die Ruhe von dem Lager scheucht, und mich in der kalten Nacht unter rohe Männer auf das wilde Meer hinaus treibt; das ist es, warum ich vier Nächte schon die Mummerei eines Gespenstes anlege, um die gemeinen Krieger weg zu schrekken, und Euch, der die Hut hier am Meere hat, an's Ufer zu locken. Ich kann's nicht tragen, daß morgen der Vater oder der Geliebte das Todesschwert dem Greise in die Brust stoßen soll, der einem alten Vater sein Kind zweimal mit eigner Gefahr vom Tode gerettet. Hat es Euch je etwas gegolten, Vater Gray, daß Euch Margarethens Lied Abends am heimischen Heerde in friedlichen Schlummer sang, daß sie sorgsam die Fliegen von Eurem Gesichte Stunden lang verscheuchte, so beschwöre ich Euch, geht morgen nicht in die Schlacht.“

„Du warst immer dem alten Manne ein liebes Kind,“ sagte tief gerührt der Alte. „Aber sieh, auch meine Hausfrau ist schon vorangegangen; sie unterlag dem Kummer. Wohl hat sie das nicht gedacht, Margarethe, als sie auf dem Markte gerührt vor Dir stand.“

„O seyd barmherzig," schluchzte die Jungfrau, „o bleibt, bleibt zurück!"

„Weine nicht so, Kind, Du machst mir das Herz nur noch schwerer," erwiederte der ehrwürdige Tuchherr. „Laß mich nun noch den Trost haben, daß ich einen ehrenvollen Tod finde, daß die Enkel, die später kommen, sagen können: Seht, er war doch treu, der Alte, er gab sein letztes Herzblut aus den halb schon erstarrten Adern seinem gnädigen Könige, der ihn hoch vor allen geehrt;" doch hier versagte auch dem Alten die Stimme, und, um diese schmerzliche Scene zu enden, winkte er dem Diener, die am Boden liegende Jungfrau' wieder in den Nachen zu tragen. Als dieser die laut Weinende dort niederlegte, wischte sich selbst mancher von den Ruderern einen Tropfen aus dem bärtigen Gesicht, und Niemand beschreibt wohl den Schmerz des alten Gray, als er den Zipfel des weißen Gewandes am Felsen verschwinden sah, und sie so auf immer aus dem Gesichte verlor.

Schon war im Osten ein blasser Lichtstreif am Horizonte sichtbar; schon zogen sich die Schatten der Nacht auf dem weiten Meere in die Thäler, welche die Wellenberge bildeten, während die Wellen dem Auge immer weiter von den schaumigen Spitzen herunter sichtbar wurden, aber in der ewigen Bewegung ward bald der helle Berg das dunkle Thal, und umgekehrt. Schon traf ein heller Streif die Wände der Kalkfelsen und die größern Pflanzen wurden dem Auge wieder sichtbar. Eine scharfe Morgenluft wehte erfrischend über das Ufer und verjagte auch aus des Alten Herzen die Gestalten und bangen Gefühle der Nacht. Bald prallte ein rother

Streif oben an die Felsenwand. Es war der erste Strahl der die junge Welt begrüßenden Sonne. Rauschend schwang sich die Seemöwe vom Felsen der Sonne entgegen, und herrlich funkelten ihre Flügel in den sie vergoldenden Strahlen.

In diesem Augenblicke erschollen von dem englischen Lager her die Posaunen, die den Morgen und das Morgengebet für das Heer verkündeten. In vollen Accorden erzitterten die kräftigen Töne über das Land zum Meeresufer hin, und drangen ermuthigend und begeisternd selbst in des Alten Herz. Da sank auch er am Ufer auf die Kniee nieder, heiß drang in dem herrlichen Morgen sein frommes Gebet zum Thron des Allmächtigen empor, und jedes einzelne Leid tauchte unter in das große Gefühl der erhabenen Schöpfung.

10.

Die Hoffnungen Herzog Roberts und seiner Anhänger waren grausam getäuscht worden; König Ludwig hatte sie, von dem frühern Ausgange gewitzigt, wenig oder gar nicht unterstützt; die Einwohner von England selbst hatten bei dem klugen Benehmen Heinrich's so wenig zu gewinnen, daß nur schlechtes Gesindel, unter Wallis Anführung, zu ihnen stieß. Von Tage zu Tage hatten sie auf mehr Verstärkung gehofft, und als sie ihrer Täuschung vollständig inne geworden, war es unmöglich, dem sie umzingelnden Heere des Königs zu entkommen.

Der ungleiche Kampf war gar bald entschie-

die dem Ausgange desſelben im Zelte ihres Vaters harrende Margarethe ward bei dem Anblick der wenigen Flüchtlinge nur zu bald ihres Schickſals gewiß. Von Todesangſt beflügelt, eilte ſie durch die Haufen der Krieger auf das Schlachtfeld. Unter den vorderſten Reihen traf ſie den Körper ihres Vaters und dicht neben demſelben den des alten Grav. Beide, die ungeſtümſten Kämpfer, waren gleich die erſten Opfer des Tages geweſen, und die Lage der Leichen machte es der troſtlos jammernden Tochter nur zu wahrſcheinlich, daß ihre Angſt gegründet geweſen, und daß beide ſich, einander nicht kennend, im ſchrecklichen Zweikampfe getödtet.

Doch harrte ihrer ein noch jammervollerer Anblick, als ſie die Augen erhob und den ſich vergebens ſträubenden Geliebten in dem Arm dreier ſtarken Männer erblickte, umringt von einem Haufen roher Zuſchauer, unter denen der König mit von Wuth erhitztem Angeſicht zu Pferde hielt und mit zorniger lauter Stimme Befehle ertheilte. Bald darauf riſſen die Männer, welche ſie ſchon in den Zelten aufgeſucht, die Jungfrau gewaltſam zu der Gruppe hin.

Wir ziehen einen Schleier vor die Scene, wie der König, von der Leidenſchaft des Augenblicks hingeriſſen, ganz gegen ſeine ſonſtige Klugheit, ſeinen Namen mit Grauſamkeit befleckte und befahl, ſeinen Bruder, damit er nicht wieder entflöhe, auf der Stelle in Gegenwart der Geliebten, die mit ihm geflohen war, des Lichtes ſeiner Augen zu berauben, wie der unglückliche Herzog von der Sonne und dem Glanz der Erde Abſchied nahm, und, nachdem er noch den letzten Blick auf die ohnmäch-

tige Jungfrau geworfen, für immer in ewige Nacht versank. —

Als Heinrich von seiner ersten Leidenschaftlichkeit zurückgekommen war, seine Klugheit und sein besseres Gefühl wieder die Oberhand in ihm gewonnen hatten, reute ihn herzlich die rasche That, und vor allem jammerte ihn das Schicksal der unglücklichen Margarethe, die durch ihn Eltern und Heimath und den Geliebten verloren. Als sie daher flehentlich bat, ihre übrigen Tage in der Abtei zu Gloceſter verbringen zu dürfen, gewährte er ihr diese Bitte, und beschloß sogar, sie vor allem Volk königlich zu ehren und sie selbst in jene Ruheſtätte ihres Herzens zu begleiten.

„Als der Tag ihrer Einkleidung gekommen, so erzählt ausführlich die Sage, zog man ihr ein fürſtliches Kleid, durchaus von weißer Seide, an, legte ihr einen goldenen Gürtel um, ſteckte ihr Perlen und Edelſteine in das ſchöne Haar, das, wie bei einer fürſtlichen Braut, in langen Locken bis auf die Schultern herabfiel, und band um ihren weißen Nacken Juwelen von unſchätzbarem Werthe aus des Königs Schatze.

Aus dem Hauſe ihres Pflegevaters, des alten Gray, trat das ſo glänzend geſchmückte Opfer in die von dem Volke, das an dem trüben Geſchick der von allen heiß geliebten Jungfrau den innigſten Antheil nahm, überfüllten Straßen, die von den Einwohnern mit grünen Zweigen belegt waren. Alle Glocken in Gloceſter wurden geläutet, als ſie, „wie ein himmliſcher Engel,“ zwiſchen dem Könige, der ſein königliches Gewand um, ſeine Krone auf dem Haupte hatte, und dem erſten Bi-

schofe, der seine Mitra trug und ein goldgesticktes Gewand, einherging und über ihrem Haupte ein weißseidener Baldachin getragen ward. Voran gingen gegen hundert, heilige Gesänge anstimmende, Priester, und ihr nach die vornehmsten Frauen des Landes, dann alle Bürgerfrauen und Mädchen von Gloceſter, und auf jeder Seite ſtand eine unzählige Maſſe Volks. Als ſie in die Kirche vor die Aebtiſſin gekommen war, knieete ſie nieder und verrichtete ihr Gebet. Darauf that ſie mit eigenen Händen ihr jungfräuliches Gewand, ihren Gürtel und ihre Juwelen ab. Dann führte man ſie bei Seite, und zog ihr, ſtatt ihres ſeidenen Kleides, ein härenes Gewand an. Die Kloſterfrauen ſchnitten ihr die herrlichen Locken ab, und ſtreuten ihr Staub und Aſche auf das Haupt, und als man ſie barfuß wieder zum Vorſchein brachte, da weinte alles Volk. Darauf führte man ſie für immer vor den Augen der Welt hinweg. Aber der König ſchenkte noch reiches Land der Abtei, der ſie angehörte." — So lebt die Jungfrau im Andenken des Volks, während ihres unglücklichen Geliebten nicht ferner erwähnt wird, als daß er auf ſein Verlangen nach ſeinem Tode in dieſer Abtei beſtattet ward.

Einen Nachkommen jener neun „Hauswirthe" erhob der König hoch vor allen, und machte ihn zum erſten Lord-Major von London. Wer konnte dies wohl anders ſeyn, als der Sohn des alten treuen Tuchherrn Gray von Gloceſter?

So unterſtützte das Schickſal nach der Sage des Volkes wunderbar den Willen dem König treu ergebener, friedlicher und gewerbfleißiger Unterthanen, um ihn ganz

vor jeder Furcht vor Gefährdung ſeines Thrones zu ſchützen, und es haben ſich die Grundzüge jener Sage, ſo ſeltſam ſie auch manchmal nach der Gewohnheit des Volkes Namen und Zeiten vermiſcht, darum wohl noch ſo lebendig im Volke erhalten, weil es demſelben ſo vorkommen mußte, als habe das Geſchick mitten in rohen und kriegeriſchen Zeiten, wo Geſetzmäßigkeit und friedliche Ruhe ſo ſeltne Erſcheinungen ſind, recht auffallend zeigen wollen, welche Gewalt der Herrſcher ſich gründet, welcher jene befördert, und daß ein ſolcher, ſelbſt wenn er die in den Gemüthern der Menſchen durch die Zeit und den Glauben geheiligten Geſetze der Erbfolge nicht achtet, dem in jenen Zeiten gefürchtetſten Gegner, dem blos ritterlichen und kriegeriſchen, obzuſiegen vermag. Und darum zeigt ſich wunderbar für Robert's Schickſal kein Mitleid und tadelt des Königs Grauſamkeit nicht. — Wohl mußte die Erinnerung daran deſto länger im Volke leben, als das Dunkel der noch lange dauernden rohen und kriegeriſchen Zeiten jenem friedlichen Lichte einen um ſo helleren Glanz verlieh. Was die in den Daten und Namen genauere Geſchichte dazu ſagt, was geht dies das Volk, was nach ihm den Dichter an?

Muſikaliſch-dramaturgiſche Aufſätze.

I.

Ueber die Oper und ihre Bedeutsamkeit im Allgemeinen*).

Die Oper bemächtigt sich immer mehr der Bühne und nimmt die Aufmerksamkeit des Publikums immer mehr in Anspruch; dennoch wird so wenig versucht, Komponisten wie Dichtern, Sängern wie blos recitirenden Schauspielern, gleiche Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Dies fällt um so mehr auf, als so grose Männer schon gegen die Meinung derer sich erhoben, welche die Oper unbedingt als den Krebs, der an der deutschen Bühne nagt, betrachtet wissen, die nur Heil für die dramatische Kunst von der Verbannung derselben erwarten wollen.

„Ich hatte" — sagt Schiller in einem in dem ersten Hefte des 6. Bandes über Kunst und Alterthümer mitgetheilten Briefe an Göthe — „ich hatte immer „ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus „den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in „einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte. In der

*) Zuerst im Dresdener Merkur, September 1827.

„Oper verläßt man wirklich jene ſervile Naturnachah-
„mung, und, obgleich nur unter dem Namen von Indul-
„genz, könnte ſich auf dieſem Wege das Ideale auf das
„Theater ſtehlen.“

Dieſe Klage über die Nüchternheit und ſervile Na-
turnachahmung auf dem Theater zu einer Zeit (1797),
wo die deutſche Oper ſich erſt zu verbreiten anfing, ent-
kräftet ſchon an ſich jenen Vorwurf, und die, welche
ewig nur von den guten alten Zeiten predigen, bedenken
nicht, daß die Seiltänze, welche Schröder'n bekanntlich
in ſeinem Wirken ſtörten, doch tief ſelbſt unter der prunk-
hafteſten Oper ſtehen, und daß daher der Geſchmack ei-
nes Theils des jetzigen Publikums an dieſer immer doch
um ſo viel höher über dem des damaligen ſtehen müſſe,
als Singen und Muſik über Springen und Seiltanz.

In das Mährchenhafte, das Geiſterweſen, die rein
ideellen, in der Sage und Ahnung nur begründeten Ge-
ſtalten, hüllte ſich die Poeſie von jeher ſo gern, um durch
eine das Gemüth in höhere Schwingung verſetzende au-
ßerordentliche Form den Menſchen in jenen magnetiſchen
Schlaf zu wiegen, in dem ſie wunderſam zu ihm ſpricht.
Einer Zeit, die des reinen, ſüßen Glaubens noch ſo viel
hatte, in der Shakeſpeare ſeinen Geiſt im Hamlet,
ſeine Hexen im Macbeth, ſeine lieblichen Elfen im Som-
mernachtstraum, ſeinen Ariel mit der unſichtbaren ſchö-
nen Muſik im Sturm, citirte — einem Volke, das jetzt
noch phantaſie- und glaubensreich die Spekulation des
bürgerlichen und berechnenden Lebens haßt, dem Gozzi
ſeine wunderbaren Dramen vorführte, konnten jene Gei-
ſter ohne ein vorbereitendes, die Phantaſie erſt künſtlich

im Allgemeinen aufregendes Mittel blos in Wort und Gestalt wirkend erscheinen. Aber den so nüchternen Deutschen, wie sie im Allgemeinen Schiller am Ende des 18ten Jahrhunderts fand, die so mit Spott auf die alten Gestalten des Mittelalters, deren sie sich früher erfreuten, herabsahen, mußte ein mächtiger Geist hervorgerufen werden, der sie in jenen schönen, edlen Schlummer zurücksingen konnte — die in Gestalt und Handlung vor sie hintretende Musik, die sich damals gerade immer mehr aus dem einfachen Liede des Volks, aus den Hymnen und Oratorien der Kirche, wo sie nur ein Gefühl, eine Andacht einseitig hervorrief, zum mannigfaltigen, allen Gefühlen des Herzens Platz machenden Drama, vor das ganze Volk auf die Bühne hindrängte.

„Sie" — fährt Schiller am gedachten Orte fort — „stimmt durch ihre Macht, durch eine freiere harmo„nische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einem „schönern Empfänganiß, und das Wunderbare, was in der „Oper geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff „gleichgültig machen."

Und in der That auch wirkte Schiller besonders zur größern Aufnahme der Oper in Deutschland. Die Orgel in dem pomphaften Krönungszuge der Jungfrau, die wie ein alter Glockenton aus ferner Zeit zu uns dringt, noch mehr die höchst romantische, fast opernartige Introduktion in seinem Tell, geben davon Zeugniß.

Wollte man zur Entgegnung die verderblichen Folgen, die für den Moment unläugbar die Oper über die darstellende Kunst hereingebracht hat — die Kassen sprengende Prunksucht und die Flitterlappen — den Ohr,

Herz und Geist betäubenden Lärm, der alles einfach Erhabene zu ersticken droht, die immer nach Pikanterem freudig haschende Begier, die ein sonst recht gebildetes Publikum eine kurze Zeit sogar zum Ansehen von Affendarstellungen verleitete — wollte man dies erwiedern, man rückte mit eben dem Rechte dem Christenthume die Räubersynode zu Ephesus und Luthern den dreißigjährigen Krieg vor.

Freilich wirkt ein solcher Geist, wie er in der Musik und in der Oper weht, losgelassen plötzlich, wie die Winde aus dem Schlauche des Aeolus, anfangs verderbend, wie alles Große in der Weltgeschichte, bis gewaltigere Hände durch ihr quos ego! — ihn in die gebührenden Grenzen zurückführen. Schüchtern verbirgt sich noch oft die blos recitirende dramatische Kunst vor solchem Wesen, aber es wird ausbrausen, sobald es der Poesie immer mehr gelingen wird, sich seiner zu bemächtigen, das Drama wird das Wunderbare von der Oper, die Oper Sinn, Ernst und Einfachheit vom Drama entnehmen, und die Zeit wird kommen, wo die Menschen auch hierin dankbar des Wortes und des Wirkens des Sängers gedenken werden, der vor Allen berufen war, für immer die Liebe und Verehrung der Menschen an sein Grab zu fesseln.

Die Hauptschwierigkeit, die sich bisher immer der reinern Wirkung der Oper entgegenstellte, die Hauptursache, daß sie eine so verderbte Richtung nahm, lag in dem Mangel guter Operndichter. Wir sind jetzt wenigstens so weit, daß wir fühlen, es verlohne sich der Mühe, daß ein begabter Mensch sich der Oper annehme. Schwie-

rig muß es ſeyn, da ſelbſt Göthe und Tieck nicht ſolche Arbeiten lieferten, an denen ſich bis jetzt noch ein Muſiker mit Erfolg verſuchen mochte, und ſchmerzlich fühlen wir es deshalb, daß ein mit muſikaliſchem und poetiſchem Sinne ſo reich begabter Menſch, wie Callot-Hofmann, nicht mehr dafür that, und lieber von ſeinen fratzenhaften Geſtalten ſich tödten ließ — daß ſein einziger Verſuch, ſeine Undine, für's Theater ſo gut wie verloren iſt.

Zwei allerdings ſchwer zu erringende Erforderniſſe begegnen ſich hier; einmal daß der Dichter, was in der Poeſie faſt das Schwerſte iſt, ein mit lebendiger Behandlung organiſch conſtruirtes Drama zu entwerfen vermöge, mit allen einzelnen Scenen und zwar ſolchen, die der Muſik Gelegenheit geben, die in ihrem Bereich liegenden Gefühle und Leidenſchaften in harmoniſchem Wechſel zu entwickeln — daß er im Allgemeinen alſo der Muſik ſich zu bemächtigen und ſie ſich unterzuordnen wiſſe; — auf der andern Seite aber muß er wieder im Einzelnen vor der Muſik zurückzutreten, eine einfache, anſpruchloſe, gedrängte, und dennoch rhythmiſche, accentuirte und ſchön fallende, im Versmaaß, in der Länge und Kürze, nach muſikaliſchen Geſetzen mannigfach wechſelnde Sprache zu bilden — und immer doch dem Sinne des Komponiſten, ſeiner Richtung, ſeinem Geiſte ſich unterzuordnen im Stande ſeyn. Daß daher, ſelbſt bei natürlichen Anlagen, hierzu nöthig ſey eine lange Uebung im Hören, ein langes Vergleichen der Geſetze, in denen Sprache und Muſik in ihrer gegenſeitigen Wechſelwirkung zu einander ſtehen, um ſich in und durch einander zu erklären, wird

man leicht einsehen. Und schon eben deshalb mußte die Musik eine Zeit lang mit den Mitteln, die sie vorfinden konnte, von der Scene in das Volk und die Hörer hineinklingen, ehe sich an ihr Dichter heranbilden konnten, die sie nun weiter, als sie durch sich selbst kann, zu führen im Stande sind. So mußte die Oper erst lange sich die unverdiente Verachtung Vieler zuziehen, ehe sie aus ihr durch die Poesie selbst gerissen wird.

Ein Hauptübelstand freilich, der sich fast bei allen Opern und bei den meisten deutschen, außer den Spohrschen, findet, und den die Italiener mit ihrem natürlichen Sinn für alles Musikalische fast immer vermeiden, ist das durchaus störende Abwechseln der Musik mit der Rede. Daß die Oper dadurch etwas Unnatürliches hat, geben selbst diejenigen zu, welche diese Abwechselung für nothwendig halten, damit das angegriffene Gemüth und Ohr etwas ausruhen könne. Aber eben dies Ausruhenwollen ist nur ein durch die bisherige Gewohnheit nothwendig gewordenes Bedürfniß; es ist dieser Wechsel zwischen Gesang und Sprechen einigermaßen dem beim Shakespeare häufig überdacht vorkommenden Wechsel zwischen Prosa und gebundener Rede zu vergleichen. Aber bei ihm, den immer ein so natürlich richtiges Gefühl leitete, sind die in Prosa und im Rhythmus redenden Personen fast immer verschieden. Von dem Augenblick, wo eine edlere Gestalt herein tritt, hört die Prosa auf. Weit fühlbarer ist dies in der Musik. „Der „höchste Sprechton" — sagt Jean Paul irgendwo — „steht immer tiefer als der tiefste Sington" — versteht sich bei derselben Person. — Wie oft haben wir den

Kummer, daß uns Jemand, der uns durch seinen Gesang in den Himmel erhob, durch sein Sprechen in das Gemeinste hinunterstürzt. So sollten selbst da, wo der Dialog nicht so langweilig als in den meisten Opern ist, vermittelnde Schauspieler wenigstens dazwischen treten, welche die oft in der Musik unverständlichen Erzählungen vortrügen. Nähme der Dichter gleich anfangs darauf Rücksicht, so würde die Oper durchaus auch dadurch an Gehalt gewinnen, und wir vernehmen mit Vergnügen, daß in dem letzten Meisterwerke Weber's solche recitirende Rollen sich finden, die selbst die bessern Schauspieler übernehmen. Schon in den allegorischen Vorstellungen, selbst bei Göthe, finden sich dazwischentretende erklärende Personen, und in der komischen Oper ist selbst die geflissentliche humoristische Vernichtung der Illusion durch plötzliches Hineinziehen der theatralischen Welt in die wirkliche, wie in Tieck's Kater, von groser Wirkung. Freilich wird dies bei größeren und ernsten Kunstwerken nur ein Nothbehelf seyn, und bei einem wirklich abgerundeten und harmonischen Kunstwerke auf keine Weise vorkommen dürfen. — Der Hauptnachtheil aber, den das Sprechen und Singen derselben Personen mit sich bringt, ist die übertriebene Accentuation, Gestikulation, die aus dem darstellenden Gesang in die darstellende Rede mit hinübergezogen wird, und einen höchst affektirten unleidlichen Eindruck macht. Die heftigere Bewegung, die wir in der erregten höhern Stimmung der Musik selbst bei unbedeutenderen Aeußerungen erträglich und natürlich finden, ist unausstehlich, wenn sie nachher in der nüchternen Rede aus einem Ameisenworte ein Elephantengeschrei

macht. Selbst bessere und geübtere Darsteller sind hiervon nicht frei.

Dem Umstand, daß, wenn einmal nur in solcher seltenen Vereinigung eines geistigen Dualismus erzeugte Produkte erfordert werden, solche Beispiele in einem Volke zu selten hervorgehen können, um der Bühne den nöthigen Bedarf zuzuführen und die schlechteren Sachen zu verdrängen, kommt der zu Hülfe, daß die Musik nicht in dem Grade wie die Sprache eine rein nationelle Erscheinung ist — daß im Allgemeinen die Leidenschaften und Gefühle jedem Volke in denselben Tonweisen sich offenbaren, die einzelnen detaillirteren, den einzelnen Völkern eigenthümlich angehörenden Formen aber, mag sie der schottische Hochländer, der Schweizer, der Tyroler singen, mögen die Molltöne der Russen und Neapolitaner in ihren Volksliedern, wie die leichten fröhlichen Chansons der Franzosen zu uns herüber tönen, sie verwandt an unser Ohr und Herz sich schmiegen. Und was Plato von den Ideen sagt, daß sie blos wiedererweckte alte Erinnerungen sind; so spricht die Musik fast jedes Volks uns von bekannten dunklen vergangenen Zeiten und Ländern, in denen wir früher gelebt zu haben und gewesen zu seyn scheinen. — Was Göthe ferner von der jetzigen Literatur im Allgemeinen sagt, sie werde eine Welt-Literatur werden, das gilt großentheils auch von der Musik. So drang Händel zu uns von London herüber, so ging Maria von Weber zu den Britten, und Beider Töne hallen zu gleicher Zeit von den Ufern der Themse, wie an der Elbe wider.

II.

Ueber die Nothwendigkeit und die Wirksamkeit der musikalisch-dramaturgischen Kritik.

Man sage nicht, daß die wahre Kritik gegen die Volksstimme nichts vermöge; consequent durchgeführt, trägt sie ein langsames zwar, aber später, nachdem der, wenn die Wissenschaft ihn nicht unterstützt, nur kurz dauernde Reiz des ersten Momentes vorüber ist, desto wirkenderes und zerstörendes Gegengift mit sich. Aber wichtiger, als jeder andern Kunst, ist der Musik die Kritik, nicht nur weil das Bedürfniß der Seele nach ihr selbst der verderbtesten einen Eingang öffnet, sondern weil gegen ihre Verderbtheit fast nirgends anders eine Wehr sich findet. Den schlechten Dichter weise ich ab, den gedruckten Homer, Göthe oder den Shakespeare in der Hand; dem schlechten Maler zeige ich die mich ewig umgebende Natur, die mich ihn entbehren macht; — aber der schlechten Musik, der schlechten Oper bin ich verfallen, höre ich keine andere. Es ist oft in Zuhörern die gröste anderweitige Bildung bei groser Empfänglichkeit für Musik ohne lange und ernste Bemühung zur Vervollkommnung dieses Sinnes nicht fähig, mittelmäßige Musik von guter zu unterscheiden, und Schönheiten in letzterer genau und bewust herauszufinden und zu genieſsen; die erstern mangeln, zumal wenn sie nicht

unmittelbar neben einander oder hinter einander vor die Seele geführt werden. Dazu kommt, daß, wie in Einzelnen, so in der Menge, oft eine momentane Stimmung der Seele vorwaltet, die das Schlechteſte oft begünſtigt, da der Ton ein weit mehr phyſiſch in die Sinne fallender Körper iſt, als der Lichtſtrahl für das Auge, weit mehr durch die die Seele mit einem Flor umziehenden Sinne zur Seele erſt dringen muß, und wenn er einmal in einem ihm günſtigen Momente auf eine gewiſſe Weiſe einen Weg in die Sinne ſich gebahnt hat, ſie ſich ſo leicht ſo bilden und formen, daß ſie ſeinem wiederholten Eindringen offen bleiben, und andern Weiſen den wirkſamen Eintritt erſchweren. Deshalb muß über keinen Sinn ſorgſamer mit dem Verſtande gewacht werden, damit der Seele dieſer ſo unendlich einflußreiche Weg zur Erweckung erhebender, großartiger und edelmenſchlicher Gefühle erhalten, und ſie nicht in dem Taumel leichtfertiger, tändelnder und kitzelnder Gefühle ertränkt werde. — Wie ſehr das die großartigen Alten in ſeiner ganzen Schwere gefühlt, zeigt Plato's herrlicher Eifer in ſeiner Republik, und Dinge, über die der in gewiſſem Sinne immer einſeitige und mit der natürlichen Freiheit im Kampfe begriffene Staat nicht wachen darf, müſſen der freien geiſtigen Sorge ernſter, unbefangener Männer, ihr Schutz den Waffen der Belehrung überlaſſen ſeyn.

Wie viel weniger hätte Roſſini z. B. überall den geſunden Geſchmack in der Muſik verderben können, wenn er eine nur einigermaßen begründete und ausgearbeitete muſikaliſche Aeſthetik vorgefunden hätte! Wäre man ihm wenigſtens von Seiten der Kritik kräftig entgegengetreten!

Aber man that ihm faſt nur Vorſchub, und diejenigen begingen auf jeden Fall Unrecht, die ſogar in dicken Bänden, in denen ſie den durchgängigen Mangel an dramatiſcher Wahrheit ſelbſt zugeben, ſeines ſchönen Talentes wegen ihn in Schutz nahmen, und ſeine kritiſchen Lobredner wurden. Da, wo ſich ein Talent ſelbſt ſo geltend macht, wo es darum nach einem vortrefflichen franzöſiſchen Bonmot mit dem Napoleon'ſchen ſo viel Aehnlichkeit hatte, daß es mit der großen Trommel in Europa den meiſten Lärm machte, und ſich im eigentlichſten Sinne ausposaunte — da thut die Kritik ſchon zu viel, wenn ſie ſchöne Einzelnheiten lobend anerkennt. Ein ſolches Talent darf nur die ſtrengſte Oppoſition von Seiten der Kunſt und Wiſſenſchaft und überall Proteſtation und ſtrenge Geltendmachung der Geſetze des wahren Schönen und Guten finden. In der großen Aufmerkſamkeit der tadelnden Kritik auf daſſelbe liegt ſchon Anerkennung ſeiner Wichtigkeit genug. Sie muß auf doppelte Schadloshaltung gegen ſeine Einwirkungen dringen, je verführeriſcher ſeine Reize ſind, aus demſelben Grunde, wie nach dem Talmud ein verurſachter Schaden ganz erſetzt werden muß, wenn ein Hahn den Kopf in ein gläſernes Gefäß hineinſteckt, kräht und dadurch das Gefäß zerſprengt, während nur die Hälfte des Schadens erſetzt wird für das Zerſprengen des Gefäßes durch das Geſchrei eines Eſels oder durch das Wiehern eines Pferdes. Denn wer einen Eſel ſich ſo nahe kommen läßt, hat den Schaden ſich ſelber für ſeinen Geſchmack zuzuſchreiben, und iſt dagegen nirgends Hülfe. So lange die erwähnte muſikaliſche Aeſthetik, die, wie jede andere, aus den großen

und unsterblichen Mustern dadurch deducirt werden muß, daß man der Gründe ihrer Wirkungen bis ins Einzelnste sich klar bewußt zu werden sucht, — muß die Kritik gegen verderbliche Talente anderer Mittel sich bedienen. Es steht ihr ein so einfaches, als wirksames, täglich zu Gebote; sie darf blos darauf dringen, daß ältere große und wahre dramatische Erzeugnisse aufgeführt würden. Großes wäre dadurch zu erreichen, wenn man sich bemühte, solche ältere Werke häufiger entgegenzustellen, die in ihrer so großen Heterogenität zu anschaulichen Vergleichungen führen müssen, geschützt durch die europäische Bewährtheit der Namen ihrer Verfasser und ihrer Vortrefflichkeit, die man schon der Schande halber vortrefflich finden müßte, unterstützt durch eine erklärende, mit Enthusiasmus für sie abgefaßte, Kritik. Unter ihrem Schutze, und durch sie wieder mehr vorbereitet, würden dann erst in ihrem Geist und Sinn gearbeitete neuere Werke ihren Eingang in die Herzen und Gemüther des Volks halten können. — Wer wäre zu dieser Restauration des Geschmackes mehr berufen, als der, welcher, und zwar ebenfalls gegen die Italiener, eine Revolution siegreich durchsetzte, — als der unsterbliche Gluck? — Er, der in seiner so strengen Einfachheit und Erhabenheit, mit der vollendetsten Charakteristik und der bis in's Kleinste tief berechneten dramatischen Umsicht, die sich nicht nur auf die charakteristische Wahl jedes Instrumentes, sondern jedes Tons fast in diesem erstreckt — mit der passendsten Wahl des Umfangs der Töne für jede Art menschlicher Stimmen — in Allem fast der Gegensatz der Neuern ist! — Ein Geist, der dem weichen Pa-

ris gegenüber seine Helena darum strenger hielt, nicht weil, wie doch selbst der geniale Rousseau meinte, sie eine Spartanerin war, sondern — weil sie Hektor achtete — der muß wohl ein Heilmittel in seinen Werken bringen, das sich der Welt kaum im Verlauf von Jahrhunderten wieder aufdringt.

So machte auch Rossini unter allen deutschen Städten in Berlin das wenigste Glück, der einzigen Stadt fast noch in Deutschland, die die Heimath Gluckscher Opern genannt werden konnte; — sein Glück in der neuesten Zeit verdankt er nur der zufälligen Anwesenheit der Sontag. — Ich habe zu sehr an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß ich nicht auf das Bestimmteste überzeugt seyn sollte, wie Rossini neben Gluck durchaus fallen müsse — und dennoch hörte ich in Berlin nur ein einzigesmal die beiden ersten Acte der Iphigenia in Tauris, da ich leider den dritten versäumte, um die gepriesene Sontag in einer Privatgesellschaft zum erstenmale zu sehen. — Wie erstaunt ich da der einfach großen Ouverture horchte, die die Ruhe vor dem später eintretenden Sturme ausdrückt, fast ganz ohne die Messinginstrumente ausgeführt! Wie die langen einfachen Striche der Bogeninstrumente in dem großen Gebäude widerhallten, und eine neue, erhabene Welt voll Ruhe, Großartigkeit, Kraft ohne Milde, Milde ohne Süßlichkeit, voller einfacher, oft aber in erneuter Gestalt wiederkehrender, Gedanken und Motive schufen! — Wie den Sturm nachher selbst dieselben Instrumente, nur im Fortissimo ohne alles Geräusch und Geschrei des Orchesters, ausdrückten! wie erhaben, zu den durch die Religion ge-

heiligten Ausdrücken barbariſchen Wüthens des Volkes gegen die Fremdlinge paſſend die Muſik ſich bewegte, in die die Stimme der beſchwichtigenden Prieſterin und des ernſten, rauhen, doch gottbegeiſterten Thoas hineinklingt! — Wie dann ſelbſt in dem Scythenchore, das die mörderiſchen Keulen über die Gefangenen ſchwingt, zu dem ein moderner Tonſetzer alle Fluthen gräßlicher, durch Trompeten, Hoboen und Pickelflöten ſchmetternder Diſſonanzen des Orcheſters losgelaſſen hätte, nur die Contrabäſſe und Violoncelle, die charakteriſtiſche Hauptmelodie angebend, vorwalten! Wie aber der Meiſter mit dieſen einfachen Mitteln eine deſto größere, ſchreckendere Wirkung erreicht, da das Ohr ihnen ſich nicht widerſetzen kann und faſt gezwungen iſt, ſich den bei allem Furchtbaren doch in uns ſich hineinſchmiegenden Tönen hinzugeben, während ſelbſt Weber's Wolfsſchlucht uns über kurz oder lang aus ſeinem Freiſchütz heraustreibt, da er das Ohr über die Gebühr martert und entſchieden hier die Grenzen des Schönen und der Kunſt überſpringt! — Und nun die herrlichen Recitative mit ihren langen vollen Tönen, in denen Vocale und Worte vollſtändig und deutlich ſich ausſprechen.

Der Sinn für Inſtrumental- und Concert-Muſik erfordert nun noch weit mehr Ausbildung, Anregung und Uebung, da hier der Verſtand und die Phantaſie allein thätig ſeyn müſſen und durch nichts unterſtützt werden, während die dramatiſche durch Handlung und Darſtellung, durch Wort und Mimik ſich ſupplirt; darum muß bei dieſen äußeren Umſtänden bei uns dieſer Sinn noch weit mehr zurück ſeyn, als dort, wo jene Hinderniſſe

nicht Statt finden. Daß die dramatiſche Muſik an ſich die Concert-Muſik verdränge, will mir nicht einleuchten; ein Blick auf Berlin, wo die erſte faſt im höchſten Flor, und dies doch die Stadt in Deutſchland iſt, wo die Concert-Muſik am meiſten blüht, ſo daß man ſich in ſeichten, nach erbärmlichem und hämiſchem Witz in elenden Wortſpielen jagenden Berichten nicht ſchämt, dieſes Verlangen nach einfach Groſsartigem in den Concerts ſpirituels mit der Hundswuth zu vergleichen, beweiſt dies. Auch in ſüddeutſchen Blättern fand ſich eine Klage über Mangel an Sinn für Concerte in München. In Berlin mag, auſser Gluck, Zelter's Singakademie unendlich viel als Gegenwirkung gegen die moderne Theater-Muſik beitragen, und deshalb kann das ähnliche jetzt in München gegründete Inſtitut viel wirken. Aber das Ganze ſcheint mir doch in einem Allgemeinern ſeinen Grund zu haben, der eben das glänzende Beſtehen des Zelter'ſchen Inſtituts mit möglich machte. — Dies iſt aber die nordiſche Eigenthümlichkeit im Gegenſatze der ſüdlichen, und hier findet ſich eben wieder das ſchon oben berührte, wunderbar umgekehrte Verhältniß der Muſik im Schaffen und Empfangen. Der Süden begeiſtert zum Schaffen, der Norden zum Aufnehmen des Geſchaffenen, in ſo ferne der kältere Verſtand und die vorwaltende Reflexion dies mehr begünſtigt, wie unſtreitig doch bei der Inſtrumental-Muſik der Fall iſt. Alle groſsen Inſtrumentaliſten waren aus Süden, nicht nur Corelli, Tartini, Bocherini, ſondern Haydn, Mozart, Beethoven, die Rombergs, Weber. Ja ſelbſt die Bache, in deren Familie die Muſik wunderbar genug

gleichsam vom Vater und Sohn wie ein heiliges Familien-Erbe durch Tradition sich fortpflanzte, stammten aus Ungarn, bis diese Quelle am Ende im Norden versiegte, dort die Künstler-Familie ausstarb. Aber in Italien gedieh die Concert-Musik fast nie; in England wurden diese Meister am meisten genossen, und noch heute ist London das Eldorado jedes Virtuosen. Noch in Amsterdam waltet die Concert-Musik entschieden vor. In Paris findet sich ein Gleichgewicht zwischen beiden, vielleicht auch bei den Berlinern, die unter allen Deutschen die meiste Aehnlichkeit mit den Parisern haben. — Weiter unten haben nur noch die Böhmen einen so entschiedenen Geschmack für Instrumental-Musik, daß Schubert, in seiner Aesthetik der Tonkunst, ihren Kammerstyl den schönsten in der Welt nennt. Tiefer nach Süden beginnt dann bis zu den Venetianischen Gondelirern das schöne Reich des Lyrischen, des Lieds — das sich in Italien zum ausschließlichen Vorwalten des Dramatischen belebt und steigert, das auch Händel in seinen Oratorien so hat, nicht das kurze, abgerissene, die Worte zusammendrückende, eine Menge derselben schnell überhüpfende Herausstoßen in den italienischen Recitativen, mit dem immer wiederkehrenden Fallen in die Quinte, wo das vorher pausirende Orchester ruckweise in die Tonica wieder einlenkt; — die vollständig durchgehends begleitende Instrumentirung, mit den charakteristischen, nebenbei von dem Orchester angegebenen Melodieen und Arioso's, die nur bei Salieri, seinem Freunde, außer ihm, sich in diesem Grade finden, vielleicht auch beim genialen Cherubini in seinen deux journées. Ueberall bewegt sich die ganze Tonfluth immer

in an Masse fast gleichen Strömen vor uns, nur walten nach den jedesmaligen Umständen bald die Stimmen, bald die Instrumente vor; nicht ist der Stimme alles überlassen, nicht übertönen sie die Instrumente und zwingen sie nicht zum Ueberschreien oder zum Verstummen. Wie überdacht ist nicht das Vorwalten der tiefern Bogeninstrumente beim Furchtbaren und Schrecklichen; denn man kann bei der Besetzung derselben sich nach der Stärke der jedesmaligen Singstimme richten; ist die Stimme stark genug, kann sie leicht, zum Vortheil des Ganzen, doppelt besetzt werden, während schon eine sehr starke Stimme durch das Geräusch einer Trompete oder Klarinette, Hoboe oder Pickelflöte übertönt wird. Denn selbst die starke Stimme der Mara, von der es heißt, daß sie in einem von Trompeten und Pauken begleiteten Chore noch zu unterscheiden gewesen sey, hob sich doch nur durch die andern Chorstimmen, die gewissermaßen einen großen Theil der Instrumentalbegleitung wieder absorbirten, über dieselbe hinüber.

Am andern Tage hörte ich Rossini's vielgepriesenen Othello und, hätte ich nicht die Sontag zu hören verlangt, von der ich wußte, daß sie namentlich im Finale des zweiten Aktes die große Pasta in Paris copiren würde — die Ouverture hätte mich schon aus dem Hause getrieben, und schwerlich würde mich diesmal das schöne Quintett im ersten Akte und manches Gute in der allgemeinen Behandlung des dritten Aktes mit diesem Komponisten ausgesöhnt haben.

III.

Ueber die Nationalität in der dramatischen Musik und deren Verwandtschaft mit der der Volkslieder und Volksmährchen*).

Ein Engländer hat vor kurzer Zeit im Berliner Conversationsblatt sein God save the King — nach seinem eignen Ausdruck — angestimmt, hat dasselbe gegen die sonst monotone Englische Weise durch allerlei Modulationen durchgeführt, und hat hauptsächlich sich zum Hauptnebenthema dabei den Gesang und die Musik der Deutschen und Italienischen Oper in Dresden genommen. Wie es den Engländern mit der Musik überhaupt jämmerlich genug ergeht, — so gab auch der in Frage stehende, um in der Metapher zu bleiben, nicht nur ziemlich triviale, sondern auch nebenbei noch ganz falsche Töne von sich; — oder mit einfachen Worten: ein Engländer hat im Berliner Conversationsblatt in dem Streit, der unter uns in Dresden Statt findet, ob wir lieber Deutsche oder Italienische Musik hören und befördern sollen, Partei genommen, seine Meinung dahin abgegeben, daß wir die Italienische behalten sollen, und dabei allerlei Thatsachen erzählt, die nicht wahr sind.

Was nun seine Meinung betrifft, so könnten wir diese in Gottes Namen uns gefallen lassen, stände sie

*) Zuerst in der Flugschrift: „Scherz und Ernst über Dresden wie es ist. Januar 1830."

etwa in einem Engliſchen Blatte; dort könnte ſie uns nicht auffallen, wiewohl auch in neueſter Zeit darin ſich geläuterte, alles Nationalpedantismus entkleidete, durch ein Studium der beſten Produkte aller Völker gebildete, Urtheile in England ſich wahrnehmen laſſen. Wir wiſſen ja, daß im Allgemeinen die meiſten Engländer ganz und gar ohne eine Spur muſikaliſchen Talents, ganz ohne muſikaliſche Anlagen, deshalb über Muſik ein Wort mitreden, weil ſie unſern groſſen Händel einmal bezahlten und deſſen Prachtoratorien ihnen Gelegenheit gaben, 1000 Muſikanten in Birmingham zuſammen zu treiben, dabei viel Geld aufgehen zu laſſen, und nachher Sprechens davon zu machen. Wir wiſſen ja, daß ihnen, die darum von einer nationellen Muſik keine Vorſtellung in ſich tragen können, es vollkommen gleich ſeyn kann, ob in London ihnen ein Deutſcher, Franzoſe oder Italiener etwas vorſpielt, und ob eine Deutſche oder Italieniſche Kehle ihnen etwas vorgurgelt, und daß Roſſini deshalb nicht ſeiner Melodien wegen, wie in Frankreich und Italien, ſondern um der halsbrechenden Seufzerronladen willen, das meiſte Glück machte; eben ſo die Sontag. Wir könnten alſo darüber ruhig die Achſel zucken. Aber das verdient eine ernſte Rüge, daß ein Mylord auf halbem Sold hier unter einem Volke ſelbſt, das, durch und durch muſikaliſch, nicht nur in einem ſeiner groſen Abgeordneten, in Gluck, die Muſik ſogar in dem damals engherzig patriotiſchen Lande, in Frankreich, reformirte, unter einem Volke, das einer vernünftigen Theorie der Muſik erſt die Bahn brach, und in ein dunkles Reich früher unbeſtimmter Gefühlsanſchauungen das helle Licht

in dem innern Wesen derselben tief begründeter Verstan
desbegriffe brachte, während es zu gleicher Zeit die glü
hendsten, Gefühl- und Gedanken-reichsten, in gleichmä
ßiger harmonischer Abrundung als vollkommne Kunst
werke sich darstellende Meisterwerke lieferte, denen kein
Volk gleiche an die Seite zu stellen hat; — das, sage
ich, verdient eine ernste Rüge, daß mitten unter einem
solchen Volke ein Engländer sich herausnimmt, nicht nur
zu sagen, was ihm besser gefällt, sondern uns zu beleh
ren, was man in musikalischer Hinsicht wollen solle! —
Wir Deutsche lassen uns in geselliger Hinsicht von Frem
den viel gefallen; wir Dresdner, unsrer Höflichkeit hal
ber sogar im geduldigen Deutschland wieder berühmt
noch mehr. Darum wagen die überall anmaßenden Brit
ten bei uns das Meiste. Wir sehen es geduldig mit an,
wenn der jüngste Fant aus diesem Volke in unser Lese
zimmer tritt, den Hut auf dem Kopf, sich mit ausge
streckten Beinen auf die Bänke wirft, laute Gespräche
führt ꝛc. Aber jede Gastlichkeit hat ihre Grenzen!

Der Engländer giebt nun an, die Musik habe durch
aus kein Vaterland, und es könne uns darum schon
gleich seyn, ob wir eine vollkommne Deutsche oder Ita
lienische Opernbühne hätten; die Italiener hätten immer
die meiste Musik gehabt, die besten Stimmen; folglich
wäre es engherziger Patriotismus, die Deutschen vorzu
ziehen.

Zuerst den Satz von der Vaterlandslosigkeit der Mu
sik. Es ist das ein weit verbreiteter Irrthum, weil et
was Halbwahres allerdings in dieser Behauptung liegt;
aber selbst halbwahr ist sie auch nur in einem ganz an

dern Sinne, als der Mylord meint. Die Muſik als Sprachorgan, ihre Mittel ſind nicht verſchieden; dieſe ſind Allen gemein; die Töne Allen, und was ſie ausdrükken ſollen, verſtändlich. Einem Engliſchen Ohre klingt derſelbe Ton nicht hoch, der den Franzoſen tief; Engliſche Noten lieſt der Deutſche eben ſo, wie die ſeinigen; eine Engliſche Molltonart klingt in Italien nicht wie Dur; eine Geige in Rom nicht um ein Haar anders als in Berlin; und ein Italieniſcher Trompeter braucht in Deutſchland nicht erſt einen überſetzenden Deutſchen Trompeter als Dolmetſcher, damit die Leute hörten, was er blaſen wolle; letzteres wiſſen wir namentlich zu gut! Mit der Stimme iſt's eben ſo. In dieſem Sinne iſt allerdings die Muſik für das Gefühl die Weltſprache, welche in andrer Art die Philologen ſich aufzufinden bemühen, damit die Leute in der ganzen Welt ohne jedes Bindemittel mit einander verkehren.

Aber darinnen bleibt noch der weſentlichſte Unterſchied, daß jedes Volk in der Sprache wie in den Tonmitteln eben nicht daſſelbe ausdrücken will. Es wäre wahrlich lächerlich, wollte man glauben, nach der Entdeckung und Bildung einer Weltſprache gäbe es keine Nationalliteratur und Eigenthümlichkeit mehr. Man gebe Corneille und Shakeſpeare und Göthe dieſelbe Sprache; jeder würde dennoch einen Cid, Hamlet und Götz, die Siriusweiten im Reiche der Geiſter von einander abliegen, zur Dichtung ſich wählen; und ſelbſt nähmen alle drei den Taſſo z. B., einen ihren Ländern allen fremd liegenden Gegenſtand zum Vorwurf, dennoch würden ihre Werke ſich nicht um ein Haar ähnlicher werden! Die Franzoſen

z. B. würden vor dem Shakeſpearſchen und Götheſchen Taſſo dieſelbe Scheu haben in dem Augenblick, wo ſie dem Corneille für den ſeinigen ein Denkmal ſetzten.

Warum vorzüglich? Der Franzoſe Taſſo wäre der unglückliche Liebhaber, der Göthe's das launiſche gemüthliche Dichterkind, der Shakeſpeare's ſtürbe, von der ganzen Welt erdrückt, am Fuß des Kapitols vor der Krönung. Mit jedem fühlte vorzüglich ſein Volk. Den Franzoſen bemitleideten wir, der Engländer ſchreckte uns, — nur der Deutſche rührte uns. Und waltet in der Poeſie nicht der Allen gemeine Verſtand, die Allen gleich zugängliche Idee wenigſtens eben ſo vor, als das Gefühl?

Aber die Muſik wurzelt nur in dem letzteren. So lange alſo, als jedes Volk durch Klima, Boden, aus Gewohnheit, aus Umgebung, aus von Vätern durch Geburt fortgeerbte Charakterverſchiedenheit Anderes fühlt, ſo lange iſt ſchon eo ipso eine Nationalmuſik vor allen andern Künſten erwieſen, und eine Deutſche beſonders; denn in Sachen des Gefühls bilden wir das nationellſte Volk.

Man vergleiche nur deshalb, um auf dem kürzeſten Wege zur klaren Anſchauung darüber zu gelangen, die Volkslieder; man ſuche deren Eigenthümlichkeiten, halte ſie gegen die ausgebildetſte dramatiſche Muſik deſſelben Volkes: jeder Gang, jeder Ton giebt ſie wieder. Sie iſt durch alle Inſtanzen das weiter ausgeführte Volkslied, das keine Anregung fremder Eigenthümlichkeiten verdeckt. Und wie in der Bildung des Volksliedes ein Volk eben am Wenigſten von Andern annehmen kann, weil es durchaus nur im Gefühl und im Gemüth wurzelt, und aus

dem Bedürfniß der Gegenwart plötzlich unvorbedacht hervorspringt — weil ferner nur ein schon ausgebildeter Verstand durch Vergleichen sich zur Nachahmung und Aneignung fremder Individualität anregen, und, gewissermaßen über das eigne Gefühl Herr werdend, dasselbe nach beliebigen Richtungen hinzufühlen zwingen kann, — so geschieht es auch in der Musik. Denn sie hat dieselbe Quelle mit dem Volksliede, und im Musiker wird mehr oder weniger der intellectuelle Verstand eine untergeordnetere Seelenkraft, die ihn mit dem Volke auf ähnliche Stufe stellt, nach jenem mehr oder weniger die Größe seiner Schöpfungen bestimmt. — Er braucht mehr jenen gesunden, durch Uebung gesteigerten, Verstandes*sinn*, wie ihn jedes begabtere Volk, wie ihn *Mozart* hatte. Er braucht sich nur klar bewußt zu seyn, was er ausdrücken wolle und solle; den Ausdruck selbst darf er nicht anatomisch zergliedernd überlegen; er darf ihn sich nur abfühlen. — Den besten Beweis dafür gab *Maria Weber*. Er suchte die Ausdrücke sehr oft mit dem Verstande außer sich; daher ist in seinen Opern eine zerstückte Mosaik fremdartigster Elemente. Und diese, wo sich dies findet, machten darum das wenigste Glück. Er *wollte* Provencale seyn in der Eurvanthe, Orientale im Oberon; er dachte sich mühsam mit dem Verstande in diese Zustände hinein. Nur der Freischütz, in welchem er nur Deutsch zu fühlen brauchte, bezauberte das Volk; jene Opern ließen dasselbe immer kalt. — Dies weist, bemerken wir gelegentlich, für immer die Hoffnungen derer ab, die den höchsten Grad von Vollendung für die Oper davon erwarten, daß Jemand einmal Text und

Muſik zugleich in hoher Vollkommenheit liefern werde. Das Vermögen zu erſterem fordert eine Ausbildung ſo entgegengeſetzter Geiſteskräfte, daß dieſe zu der der muſikaliſchen keine Zeit übrig laſſen kann, und letztere von ihrer reinen Urquelle wegrücken muß. Noch nie hatten wir ſogenannte Naturdichter, welche etwas anderes als Lieder, die je Dramen geſchrieben. Und von der andern Seite wären gewiß im Einzelnen wie im Ganzen Weber's Opern beſſer, wenn er an Geſtaltung des Textes Theil zu nehmen Neigung und Verlangen geäußert; Kind hat oft intereſſante Mittheilungen darüber zu machen verſprochen.

Wozu ſich nun aber zweitens das Volk bei vorgeſchrittener Bildung erhebt, iſt das Mährchen. Höher als das Volkslied ſtehend, als eine ſchon vielgliedrige und zuſammengeſetzte Erſcheinung, iſt es dem Drama bei weitem näher. Ganz beſonders aber iſt die Muſik, vorzüglich die Oper, ihrer Eigenthümlichkeit nach genommen, in dem Weſen der Mährchen zu erkennen, und die Vergleichung noch leichter. — Wie Volkslied und Mährchen einander bedingen, ſieht man daraus ſehr deutlich, daß, wo beide erſtere nicht heimiſch d. h. aus eignem Boden erwachſen ſind, keine Muſikanlage und Muſikerzeugniſſe ſich vorfinden; daß aber, wo jene blühen, auch dieſe überreich wuchern. — Altengland, oder das eigentliche England, hat weder Volkslied noch Mährchen in unſerm Sinn; denn erzählende Balladen und Romanzen ſind davon weſentlich verſchieden. Die Mährchen und Sagen ſind dort, wie die Sprache, theils erborgt, theils blos geſchichtlichen Inhalts, mehr das äußere als das innere Leben in Be-

ziehung zu den Naturkräften u. ſ. w. ſchildernd. In Schottland, auf den Inſeln, finden ſich deren; doch ſind ſie ſo monoton und düſter, daß ſie der Muſik ſtets feindlich waren. Aber man vergleiche damit die Irländer! Es ſind die einzigen Muſiker Englands; ihre Volkslieder nähern ſich den unſrigen; ihre Feen- und Elfenmährchen aber (von denen Grimm einen Band herausgab) gehören zu den ſchönſten, die es in der Welt giebt. Und wie iſt dies Volk gedrückt! Ihren Field kennen aber doch wohl die meiſten unſerer Leſer. Ungern, Polen, Litthauer, Slavonier, Neapolitaner, Eſthen, die Volkslied- und Mährchen-reichſten unter den Deutſchen, gehören zu den muſikbegabteſten Völkern. Man werfe nicht ein, daß Muſik überhaupt da ſey, wo Poeſie, um damit jene Erſcheinungen zu erklären. Was ſollten wir in Altengland mit Beaumont und Fletcher, Otway, Shakeſpeare, Milton, Young, Byron und ſo vielen andern anfangen? — Findet nun, wie Niemand beſtreiten wird, eine ſo groſſe, ja die erkennbarſte, Charakterverſchiedenheit in Mährchen und Volkslied Statt, ſo muß auch in der Muſik, in allen ihren ausgebildeten Zweigen, der Nationalcharakter ſich aus- und ſie wiederum denſelben anſprechen. — Bei den lyriſchen Gattungen der Muſik, im Liede und in der Tanzmuſik, wird dies auch kaum beſtritten; jedoch von der höchſten, der Oper.

Vergleichen wir nun darum z. B. erſt bei Deutſchen und Franzoſen die Unterſchiedenheit des Volksliedes und Mährchens und deren Verwandtſchaft mit Muſik und Oper. — Die Franzoſen zerfallen in ihrem Ge-

fühlweſen in zwei ſehr beſtimmt verſchiedene und immer getrennte Theile; auf der einen Seite der luſtigſte Scherz, auf der andern ein pathetiſcher, ja hinaufgeſchraubter Ernſt. Ihre Canzonette iſt Produkt des erſteren; ihre Heldenſagen, meiſt ohne Unterſchied chevaleresk und rhetoriſch, das des letzteren. In den Normanniſchen Sagen älterer Zeit findet ſich indeß, wie im Robert dem Teufel, eine Mittelgattung, ernſt nach Tendenz, doch mit natürlicheren, naiven Zügen, die den unſern ſich etwas nähern. — Nun zerfällt ihre dramatiſche Muſik auf das Beſtimmteſte in Vaudeville, Opera seria und in die ſogenannte komiſche Oper, eine Zuſammenſtellung, nicht eigentliche Miſchung beider Gattungen; denn ſie hat nur den Ernſt mehr zur bürgerlichen Sphäre herabgeſtimmt, ſo daß er neben der Canzonette wohnen könne, jedoch vom eigentlich Komiſchen wenig Züge. Unſer Volkslied und Mährchen dagegen hat überall jene ſentimentale Gemüthlichkeit, die ſich oft auf der einen Seite zum tragiſchen Schmerz, ſelten oder nie zum Schrecklichen ſteigert; ſtets gemildert durch Scherz und Laune, Ironie, — doch wiederum ohne bittere Satyre, ohne den eigentlichen brittiſchen Humor. Das Eigenthümliche liegt beſonders auch in dieſer beſtändigen Miſchung. So durch alle Inſtrumental- wie Geſangmuſik, in Gängen, in Accorden, wie im ganzen Gange der Idee augenblicklich erkennbar. So wird und kann bei uns eine reine ernſte Oper im franzöſiſchen Sinne nun und nimmermehr gedeihen, noch vom Volke mit Liebe empfangen und getragen werden, und das am meiſten tragiſche Opernſujet, der Fidelio, beginnt mit dem Pochduett, und gewinnt

ſich nur dadurch die Herzen, daß ſie gern mit dem Komponiſten nachher auch in die Gruft ſteigen. Aber Mozart! Sein Papageno, ſein Leporello, beide das Komiſchſte, was wir haben, aber mit den zum Herzen ſprechenden gemüthlichen Liedern, oder doch, wie beim letztern, mit ſolchen Tongängen (man ſehe das Andante in der lebendigſten Arie: „ſchöne Donna" u. a. m.), und beide Erſcheinungen mitten unter den grauenhafteſten, wie höchſternſten Umgebungen; ſie ſind ſo aus dem innerſten Leben des Volkes gegriffen, daß ohne ſie Niemand für Mozart ſo ſchwärmen könnte. Im Don Juan wie in der Zauberflöte kulminirt ſich in muſikaliſcher und in jeder Art die Gefühls- und Denkweiſe des Volks, — kein anderes Volk hat ſie je geliebt; ſie erweiſen die Nationalität des Deutſchen auf's Unwiderſprechlichſte. — Ueber die Zauberflöte, welche, die Thiere des Decorateurs abgerechnet, einen Stoff hat, der einige der erhabenſten Gedanken des Menſchen ſymboliſch darſtellt, zuckten die Franzoſen die Achſel; den Don Juan erklärt neuerdings derſelbe Globe, der auf die Deutſche Gedankenwelt die neue Franzöſiſche aufbauen will, für „inexecutable," die Partitur nur am Pult für den Kenner genießbar; behauptet, Mozart, der geſundeſte, lebendigſte Dramatiker, habe ſie nur dazu beſtimmt gehabt. Nach Italien wagte man die erſte gar nicht, die zweite ward ſtets nur angeſtaunt. Dagegen nehmen wir wiederum von den Franzoſen nur ihre Mittelgattung, wie ſie Aſchenbrödel, weiße Dame repräſentiren, mit Freuden auf, weil ſie den unſern ſich halb und halb in der Form wenigſtens nähert. — Während nun wir wieder freu-

dig die weiße Dame in Deutschland herumtrugen, scheiterte sie schon in Genua vor den Italienern. Und diese nationelle Musikeigenthümlichkeit ist's, warum Gluck dem Volke stets fremd bleiben muß — weil sein Unstern ihn nach Frankreich führte, wo er seine echtdeutschen Töne dem Texte der französischen Opera seria anpassen mußte. Darum war er nicht im Stande, bei seinem Volke die Musik zu reformiren und vermochte nur theilweise vermittelst Mozart's, der sich an ihm bildete, auf die dramatische Musik des dramatisch-musikalischsten Volkes einzuwirken. Aus tausend andern Gründen müssen wir jetzt wieder zu ihm zurück, um von dem Standpunkte, auf dem er das musikalische Drama im Allgemeinen gestallt, wieder den rechten Weg zu treffen, von dem wir theilweis schon durch Mozart's Schuld abgekommen, aber sein Mangel an Deutscher Komik wird uns den Rückweg lange erschweren.

Damit kann jedoch nicht gesagt seyn sollen, daß es nicht für den Ausdruck von gewissen Affekten und Situationen, die der ganzen Menschheit der Art nach gemein, und nur dem Grade nach verschieden, bei den verschiedenen Völkern sich vorfinden, eben so gewisse allgemeine Typen gebe, die nothwendig überall gleichartiger vorkommen müssen; gerade wie in der Malerei, in welcher die Mittel ebenfalls überall dieselben sind. Schreck, Furcht, Zorn, Grauen und Verzweiflung z. B. äußern sich im Leben bei allen Menschen, sie mögen wohnen wo sie wollen, auf gleichartige Weise. Wenn nicht in Folge einer momentanen verderbten Richtung bei einem Volke, wie oft in Italien, frivol mit der Kunst gespielt wird,

so muß der Italiener, Franzose und Deutsche im Allgemeinen diese Affekte auf ziemlich ähnliche Weise in der Musik darstellen. Der Unterschied würde nur in der subjektiven Verschiedenheit des Komponisten nicht als Volks-, sondern als Menschheitsindividuum liegen, d. h. in seiner individuellen Auffassungsgabe dieser Momente, der mehr oder weniger größern Kenntniß und richtigen Anwendung allgemeiner Mittel, und mehr oder weniger tiefern Beobachtung der allgemeinen Menschennatur. — Derselbe Fall ist es mit der musikalischen Malerei äußerer Naturerscheinungen, deren Elemente, das Meer ausgenommen, überall den Menschen in gleicher Art, wenn natürlich auch nicht in gleichem Grade, umgeben.

Aber doch wird auch hier schon in diesen, allen Völkern gemeinen, Beziehungen ein großer Unterschied in den musikalischen Schöpfungen zu erkennen seyn, insofern, dem Charakter und den Umgebungen eines Volks gemäß, jene Affekte und diese Naturmalereien nothwendig bald mehr bald weniger, bald öfterer bald seltner vorwalten.

Dazu kommt drittens endlich noch, daß bei den Opern die Individualität des Dichters großen Antheil an der Gestaltung des musikalischen Charakters derselben haben muß. Nun gebe man nur denselben Stoff, der ganz im Reiche des Idealen liegen soll, einem Deutschen und einem Italienischen Dichter zu behandeln, und sehe dann nach, wie verschieden schon die Gerüste zum Bau geworden seyn werden. Es ist darum von Seiten des Dichters ein großer Irrthum, wenn er z. B. einen Stoff, dessen Handlung in die Provence verlegt wird,

in anderer Weiſe als in Deutſcher behandeln und nun den Muſiker undeutſch zu werden zwingen wollte. Man könnte hier ſagen, Dichter wie Komponiſt müßten in ihren Behandlungen thun, was der Ueberſetzer eines Dichtwerks mit Worten — den Stoff nämlich ins Deutſche überſetzen. Und gilt irgendwo Göthe's ſchönes Wort: er freue ſich, daß Manzoni ſeinen „Carl den Großen" nicht blos in der Sinn- und Denkweiſe von deſſen, ſondern auch in der unſerer Zeit darſtellen werde, — ſo gilt dies beſonders in Bezug auf die Oper. Wandelte doch Mozart einen Spaniſchen Stoff mit Italieniſchem Text zur Deutſcheſten Oper um, und bewies wahrlich dadurch am meiſten die Größe ſeines Genies. Wie verſchieden iſt nun wirklich auch die Muſik, welche hervorgeht, wenn Komponiſten verſchiedner Nationen denſelben Stoff behandeln! Man vergleiche z. B. Roſſini's Cenerentola mit Iſouard's Aſchenbrödel. Ja Wranitzki's Oberon ſprach, trotz dem daß er ſo viel unter ſeinem Nachfolger ſtand, zu ſeiner Zeit weit mehr an, als neuerdings der von Weber, eben weil Weber ſeine Deutſchheit verläugnen und ſie den künſtlichen Verſtandesgeſetzen opfern wollte.

Wenn nun dieſe Charakterverſchiedenheit im Allgemeinen zugegeben werden muß, ſo iſt es die natürlichſte Folge, daß dieſelbe Verſchiedenheit eben ſo in der Ausdrucksweiſe jedes Einzelnen, in den Liedern, Arien, Enſembleſtücken, in der Inſtrumentalbegleitung, ja, wenn auch die einzelnen Inſtrumente natürlich verſchiednen Charakter an ſich tragen müſſen, in der Wahl derſelben ſich nachweiſen laſſe. Nur ein Beiſpiel, das zugleich in

die Augen fallen muß, weil es zwei Musikstücke betrifft, die zwei ganz gleiche Gegenstände behandeln, und in der Form, im Gange so ähnlich sind, als eben ein Italienisches und Deutsches seyn können: das Ständchen im Don Juan: „horch auf den Klang", und am Anfang des Barbier von Sevilla Rossini's, eines seiner besten Stücke: „ecco ridente il cielo", und zwar das letzte entkleidet von den, dem Rossini besonders eigenthümlichen, Schnörkeleien. Beide haben im Gange fast denselben Text; beide weichen auf dieselbe Weise in Tonarten aus, an denselben Stellen; man sollte denken, Rossini habe den Mozart hier gar deutlich im Sinne gehabt. Und doch wie unsäglich verschieden! Man nehme den nackten, ungeschminkten Gedanken des Italieners und den des Deutschen. Wir müssen da bei den Tönen im „auf" und: „Klang der Zitt" — fühlen, daß sie weit mehr Gemüth und Seele aussprechen und zum tiefsten Herzen dringende Einfachheit, nach Art unseres Gefühls bei solchen Gelegenheiten: während der Italiener im ersten Gange schon, wo er noch aus voller Brust anhebt, gleich an's Ohr und den Schönheitssinn hin sich richtet, sein Volk dadurch entzückt, uns erheitert, aber kalt läßt; geschweige denn nachher in der fernern Durchführung. Aber überall am sichtbarsten muß diese volksthümliche Verschiedenheit einwirken, erstens in den Ausdrücken der Liebe, des Schmerzes, der Freude, die tausend Nüancen überall darbieten; — besonders die erste mit ihren unendlichen Unterabtheilungen, für welche alle die Musik verschiednen Ausdruck hat; dann aber eben ganz besonders in dem Scherzhaften, der Laune, mit einem Worte

bei allen den Partien, die im redenden Schauspiele vorzugsweise Charakterrollen heißen, und die jedes Gemälde aus dem Allgemeinen herausheben, individuelles Leben haben, und in denen sich die Charakterverschiedenheit der Völker am allerdeutlichsten ausspricht. So ist z. B. eben der Papageno nicht nur ein Deutscher, nicht nur ein Oestreicher, sondern geradezu ein Wiener, und trotz dem, daß ihm der Genius eine allgemeine Bedeutung giebt, und eine allgemein menschliche Idee durch ihn darstellt, so genießt und versteht sie nur der Deutsche; alle lieblichen Melodieen sind nur für ihn; und der Kauz hat noch in keinem andern Lande Glück gemacht. Wie wäre das möglich, hätte die Musik kein Vaterland! Aber sie hat es, wenn irgend etwas. Doch wir glauben, es sey für jetzt dies zu unserm Zwecke genug. Jetzt lag nur mir daran, zu zeigen, daß überhaupt eine solche nationelle Verschiedenheit Statt finde, und daß darum der größte Genuß dem Volke nur durch Darstellungen in dieser Art bereitet, so wie in Folge dieses Anklanges derselben in ihm nur durch sie dahin gewirkt werden kann, daß es nach dieser so bedeutenden Richtung hin so viel möglich sich entwickele.

Wie man einen Opernstoff der Nationalität eines Volkes gemäß auswählen und behandeln könne, dies zeigt uns Scribe bei einem seiner Operntexte, der auch bei uns in Deutschland viel Glück machte, dem zur weißen Dame, sehr deutlich, weshalb wir hier denselben noch etwas weiter besprechen.

Die Franzosen, denen Rousseau bekanntlich die Möglichkeit bedeutender musikalischer Schöpfungen ganz

abſprach, wird ihre an volltönenden Vocalen ſo arme Sprache, die Einſeitigkeit ihres Rhythmus, das häufige i, namentlich das in ihrer Muſik weit mehr noch als in ihrer Poeſie betonte ſtumme e am Ende der Worte, die Armuth an gedrängter Erhabenheit in Worten und Ideen, von der eigentlich erhabenen und pathetiſchen dramaturgiſchen Muſik immer ausſchließen. Dafür bleibt ihnen aber das Fröhliche, Naive, das einfach Herzliche — das Rührende — welche letztere Gefühle aber eben im Contraſt und der Umgebung des Frohen um ſo bedeutender wirken. Dieſen nun in ihrem Bereiche liegenden Gefühlen und ihrer Entwickelung ein Feld zu geben — durchaus die erſte und hauptſächlichſte Aufgabe des Dichters — konnte faſt kein beſſerer Gegenſtand gewählt werden, als er in der weißen Dame des Scribe uns vorliegt. Weder die Liebe noch der Haß, dieſe beide in ihren Wirkungen immer ſich ſtreitenden Elemente, ſind ſo leidenſchaftlich, daß ſie dithyrambiſch ſich zu äußern hätten. — Dagegen iſt die Handlung lebendig, einfach und natürlich, ohne allen Lärm, alle Verwandlungen entwickeln ſich leicht, und die nicht große Diſſonanz löſt ſich eben ſo heiter und ruhig, als ſie durch das Ganze von Anfang ruhig durchſchritt. — Ferner würde das wirklich vor uns hintretende Geiſterhafte nicht nur für ſich ſelbſt eine größere Tiefe und Erhabenheit erfordert haben, als die den Franzoſen zu Gebote ſtehende Muſik darſtellen könnte, ſondern ſie hätte daſſelbe auch nothwendig in die ganze Umgebung gebracht und würde auch in jedem Einzelnen einen höhern Schwung erfordert haben. Nun iſt das eigentlich Mährchenhafte

bis jetzt den Franzosen überhaupt fremd; weder Molière mit Behandlung des Don Juan, noch Rousseau mit der Verwandlung der Pygmalionstatue konnten bei ihnen Glück machen, und der letztere zog sich selbst den Spott des freieren Diderot dadurch zu. Darum ist es denn vom Dichter mit besonnenem Geiste dem nationellen Sinn des Volks, wie seinem Musikbereiche, angepaßt worden, daß das Geisterhafte nur leise von fern droht, und in der Nähe immer sich in ein liebendes sorgendes Mädchen, in eine heitere warme Lebensgestalt verwandelt. Das Romantische zog der Dichter daher herbei, nicht durch den Stoff, sondern durch die Wahl des Ortes, wo die Handlung vorgeht, und des durch Scott so bedeutend gewordenen Schottland. Diese Umgebung giebt der Musik Romantik; die an dieser Umgebung haftende Stimmung veranlaßt sie zum Balladenton, der in alle frohen Gesänge des Volkes hineinklingt. Aber eben dieses Tones halber schon ist der Titel: „komische Oper" ein ganz unpassender, und weder einzelne Naivetäten des kecken Georg, noch die hin und wieder sich kund gebende Furcht des gemüthlichen Dickson — eben deshalb eine ernstere, weil sie Geisterfurcht ist — geben Recht zu jener Benennung. Aschenbrödel oder besonders Johann von Paris von demselben Meister wären mit größerem Rechte komische Opern zu nennen, aber auch sie sind es nicht, sondern die weiße Dame gehört, wie oben erwähnt, zur Mittelgattung der französischen Opernmusik, ernst nach Tendenz, doch mit natürlichen und naiven Zügen, welche unserer Weise sich etwas nähern. Eigentliche komische Opern, wie unsere Wiener Opern, wie Rossini's

Barbier, wie die älteren von Dittersdorf u. ſ. w. haben die Franzoſen nicht; ſondern dieſer heiter-ernſten Gattung folgen ſogleich die Vaudevilles.

IV.

Ueber den Bau und die Zuſammenſetzung der einzelnen Theile der Oper, und über Opernſtoffe in's Beſondere.

(Bei Gelegenheit der Beurtheilung von Maria Weber's Oberon *).

Einheit des Planes nicht nur, ſondern aller ausgeführten Theile, mithin auch der Wirkung, iſt wohl die erſte Forderung, die an ein großes Kunſtwerk gemacht werden muß. Dieſe Bedingung iſt ſchon unerläßlich bei ſolchen Schöpfungen, deren Medium nur ein einfaches iſt, wie in der Poeſie die Sprache, in der Malerei die Zeichnung und Farbe, in der Bildhauerkunſt der Marmor und das Metall, in der Baukunſt der Stein; ſchon hier iſt es von der ſtörendſten Wirkung, wenn irgend ein Theil nicht im Verhältniß zu der alles Uebrige unterordnenden Idee des Ganzen ſteht, und vor dem Uebrigen hervortritt, ſelbſt wenn er ein weſentlicher Haupttheil des Ganzen iſt. Wir ſagen, die nothwendige Harmonie iſt verletzt, wenn in einem Drama eine Perſon, ſelbſt wenn es der Hauptcharakter wäre, nicht von der Bühne herunter kömmt, wenn er in Declamation, in Monologen, ſeyen ſie auch Meiſterwerke der Gedanken und der Dic-

*) Zuerſt in der Münchener Muſikzeitung v. J. 1828.

tion, ſich zum Nachtheil des Ganzen und der übrigen Perſonen erſchöpft. Iſt es gar eine, z. B. komiſche oder humoriſtiſche, mit zu großer Vorliebe und zu lang ausgemalte, Nebenperſon, ſo iſt von einem eigentlichen Kunſtwerk ſogar nicht einmal die Rede. — Wir ſagen ferner, die Harmonie iſt verletzt, wenn auf einem Gemälde der Madonna etwa eine Sardine oder ein Stuhl mit ſolchem auffälligen Farbenglanz und ſolcher Ausführlichkeit behandelt iſt, daß ſie jeden Vorübergehenden faſt allein aus dem Rahmen heraustretend zu ſich hin zwingen und von der Madonna gewaltſam ablenken. In dieſem Falle wird der Maler ſich um die ganze Wirkung ſeines Gemäldes bringen, wenn er anders nicht aus Charlatanerie dieſe Dinge benutzte, um dadurch, wie durch einen an einem Hauſe angebrachten Weinkranz, die Leute zu ſich hin zu laden.

Aber vor Allem iſt dieſe Harmonie da von Nöthen, wo mehrere Medien vereint zum Ausſprechen einer Idee angewandt werden, wie Muſik, Poeſie und Malerei in der Oper. Dieſe Kunſtgattung hat durch dieſe vereinte Mittelanwendung eben die größte Wirkung unter allen Künſten; ſie hat ſie von Nöthen, weil dramatiſche Muſik eine Sprache iſt, die zwar unfehlbar wirkt, die aber den Meiſten ewig unverſtändlich bleibt, wenn nicht Malerei und Poeſie zugleich die Schwingen ſind, die ſie vernehmlich in unſere Seele hineintragen. Da aber Muſikwirkung ihr oberſter Zweck iſt, ſind ihr Poeſie und Malerei nur Dienerinnen; erſcheint nun in der Oper Poeſie und Malerei ſo, daß nur auf einen Augenblick man die Muſik vergeſſen kann, ſo, daß man nicht durch ſie im

Gegentheil die Macht und Wirkung derſelben nur lebhafter empfindet, nicht ſich ſogar ihrer beſcheidenen Mitwirkung im Augenblick der höchſten Erregung unbewußt iſt; — dann iſt ein ſolches Mißverhältniß vorhanden, das in dem wahren, für Schönheit und ihre Wirkung empfindlichen und durch die Natur zu dieſen herangebildeten Menſchen nothwendig jedesmal ein Mißbehagen erzeugen muß.

Wir haben in dem Muſter aller Opern für alle Völker und Zeiten auch dafür das ſchlagendſte Beiſpiel. Nehmen wir in der Kirchhofsſcene des Don Juan nur die Maſchinerie, die Statue des Comthur. Sie iſt Anfangs, ſo lange ſie ſchweigt, uns ein faſt gleichgültiger Gegenſtand; ſie muß es ſeyn als bloßes plaſtiſches Opernbild; der Dichter mit ſeinem Plan tritt hinzu, ſie redet — hier iſt ſchon Steigerung; wir ſangen an uns zu entſetzen; — ſie ſingt — und nun erfaßt uns das allerhöchſte Grauen; wir ſind uns der einzelnen Mittel der Wirkung nicht mehr bewußt; die grauſen Töne durchdringen unſer Ohr und unſere Seele; es iſt uns nur klar, daß uns ein Geiſt erſchienen iſt, der mit dem in die Seele am meiſten eingreifenden Mittel, mit Tönen, in unſer Leben hineinſchreitet. Daß wir dieſes Geiſterwehen tiefer, ja körperlicher, empfinden, das iſt die Wirkung der Plaſtik; hätte ohne körperliche Erſcheinung hinter der Bühne irgend Jemand dieſelben Töne geſungen, ſie wären ohne Schrecken an uns vorübergegangen. Wir fühlen dies aber erſt lange hinterher; in dem Augenblicke erliegen wir der durch die Muſik ausgedrückten Geiſterwelt; — und das iſt der Zweck des Kunſtwerkes

den es in dieſem Grade nur mit Hülfe jener Nebenmittel erreichte.

Wir müſſen aus dieſen Gründen dem Oberon das erſte Erforderniß eines muſikaliſchen Kunſtwerkes abſprechen, weil aus den Erfolgen zu deutlich ſich ergeben hat, daß die Pracht der Scenerie zu überwiegend in ihm iſt, um nicht abgeſondert von den übrigen Theilen zu wirken, um nicht für ſich allein eine ganze beſondere Klaſſe von Menſchen in Entzücken zu verſetzen, die nothwendig der Muſik in dieſem Werke eine genügende Aufmerkſamkeit weder ſchenken können noch mögen. Wir hören den Einwurf, den man gegen die Schlüſſe, welche aus dem Entzücken der Menge an der Scenerie hier gezogen werden, machen könnte. Je größer und glänzender in ſeinem Werthe ein muſikaliſches Kunſtwerk daſteht, könnte man ſagen, deſto hervorſtechender werden auch ſeine einzelnen Theile an ſich ſeyn müſſen; jeder Theil wirkt entſchieden mehr oder weniger vorzugsweiſe auf eine Klaſſe von Menſchen, und es iſt daher nothwendig, daß die Scenerie des Oberon dem großen übrigen Ganzen des Werkes gemäß von eben ſo vorzüglicher Wirkung ſeyn, und daher unbeſchadet des Geſammteindrucks einen Theil des Publikums in beſonderes Entzücken verſetzen müſſe. Dieſe Anſicht iſt überhaupt jetzt allgemein verbreitet.

Allerdings wird ein Kunſtwerk deſto größer ſeyn, je mehr eine Darſtellung deſſelben die verſchiedenſten Menſchen, von den Höchſtgebildetſten bis zu den Niedrigſten hinunter, beſchäftigt und ergreift; denn es iſt ja eben ſo größer, je mehr es die ganze Welt in ſich repräſentirt. Ja es wird ſogar dieſes Ergreifen aller Klaſſen von

Menſchen das Kriterium eines Werks vom höchſten Range ſeyn müſſen. In ihm wird der Geringſte Anklänge für ſich finden, und das Erhabene ihn neben denſelben um ſo mehr ehrwürdig erſcheinen, je weniger er es begreift, indem er auch hier ſieht, wie über ſeine kleinen Freuden ſich eben ſo, wie in der wirklichen Welt, der Sternenhimmel wölbt, indem er auch hier findet, wie das Groſſe ſich ſtets mit dem Kleinen paare, und wie eben das Geringe und Gewöhnliche durch dieſe Verbrüderung das Erhabene zu ihm hinziehe, und dieſes ſich durch jenes ihm vertrauter und heimiſcher mache. Aus dieſen Gründen ſcheint uns die von Vielen angegriffene Vermiſchung verſchiedener Arten einer und derſelben Kunſt ſogar nothwendige Bedingung eines zur höchſtmöglichen und weithin wirkenden Verſinnlichung einer Idee beſtimmten Kunſtwerkes. Wir verlangen darum in der Poeſie Vermiſchung des Komiſchen und Kleinen mit dem Ernſten und Erhabenen; in der Muſik das Leichte, Heitere und Komiſche mit dem Tiefen und Tragiſchen, in den möglichſt mannigfaltigen, von dieſen verſchiedenen Gattungen beſtimmten, Stylen, Rhythmen und Tonarten. Darum ſind ja die Shakeſpearſchen Dramen und der Don Juan von ſo ewiger und unendlich ergreifender allgemeiner Wirkung. Und nur in der Theorie der Malerei war bis jetzt noch jener Unterſchied auf das ſtrengſte feſtgehalten worden, nur dort bildet ein Teniers und eine ausgeführte Schüſſel mit Blumen den grellſten Widerſpruch mit einer Madonna. Aber würde ſelbſt da nicht eben jene Madonna uns noch rührender, heimiſcher und ergreifender erſcheinen müſſen, fänden ſich

neben den Insignien der göttlichen Verherrlichung noch die kleinen mit emsiger Liebe ausgeführten Zeichen der menschlichen Häuslichkeit? Drückte sich uns nicht ein mit den kleinen Spielen der Kinder beschäftigtes Jesuskind näher an's Herz?

Aber wir müssen wohl unterscheiden, daß diese Vermischung und Zusammenstellung verschiedener und entgegengesetzter Theile der Kunst doch stets nur Theile einer und derselben Kunstgattung sind. Es wird in der Oper und in jedem größern Musikstück, das eine ganze Handlung oder ein ganzes Leben darstellt, fast nothwendig seyn, daß z. B. neben tiefen fugenartigen Chören leichte Liedchen und selbst frivolere Melodieen sich einmischen, die einem Theile des Publikums ganz besonders gefallen, ja die Menge ganz allein darnach hinziehen können, wie es dem Don Juan in Italien erging. Da die Oper ein musikalisches Kunstwerk ist, so gehört jede Gattung der Musik zu ihr, und verletzt keine die Einheit und Harmonie des Ganzen, sobald Situationen und Charaktere es motiviren. In der Oper ist ferner Musik nie Hülfsmittel, immer Hauptzweck; hier kann und muß es sich sogar ereignen, daß einzelne Theile erst vorzugsweise hervortreten, dann immer mehr, und endlich das Ganze. Ein neues, großes, originelles Werk wird immer erst nach und nach verständlich werden, und wird auf die Menge seine Wirkung erst später erstrecken. — Plastik ist in der Oper aber nur Verzierung an dem Gebäude, während die Poesie das Sparrwerk bildet. Wo jene Verzierungen so angebracht sind, daß die große Form des Ganzen und die Ausführung ganz aus den Augen

ſich verliert, oder wo das Sparrwerk überall hervorſieht, — da wird von einem groſsartigen, harmoniſchen Eindruck, von einem erhebenden und behaglichen Gefühle nicht die Rede ſeyn können. Es wird die Oper darum der Plaſtik und Scenerieen nur in ſo weit ſich bedienen dürfen, als es unumgänglich nothwendig iſt, um der geringeren und weniger geübten Auffaſſungsgabe, die, ſelbſt in Verbindung mit der Poeſie oft noch ſehr unklar wirkende, Muſik zu veranſchaulichen, und zwar dadurch, daſs die Töne ſich gewiſſermaſsen an die äuſseren Darſtellungen der Wirklichkeit anlehnen.

Was das Buch oder den Text der Opern anlangt, ſo können wir die Erforderniſſe eines ſolchen nicht kürzer und beſſer bezeichnen, als daſs es eine durch die Handlung und durch Charaktere herbeigeführte ſtufenweiſe Entwickelung mannigfacher Leidenſchaften darbieten müſſe, jedoch dabei die leidenſchaftlichen Momente in dem motivirten Stillſtande der Handlung von Zeit zu Zeit feſt zu halten wiſſe, damit die Muſik dieſer Momente zu lyriſchen Ausführungen ſich bemächtigen könne, ſo daſs das Aufhören im Fortſchreiten der Handlung in uns ſtatt eines Mißbehagens einen neuen Genuſs erzeuge, den das redende Drama gar nicht kennt, da dort die Charaktere vorzüglich in Handlungen ſich zu entwickeln haben. Was der Oper aber beſonders eigenthümliches Leben giebt, iſt, daſs ſie allein nicht blos mehrere contraſtirende Perſonen zu gleicher Zeit in verſtändlicher und harmoniſcher Weiſe, ſondern ganze Maſſen, und zwar verſchiedene, ſich feindlich gegenüberſtehende, zugleich auf der Bühne handeln laſſen kann, in den Enſembleſtücken und in den Chören. Bei dem Entwurf eines Opernbuches daher wird man

deshalb vorzüglich eine ſolche Handlung auswählen, welche ſo viel wie möglich mehrere Perſonen und Maſſen neben einander bringt, um zu jenen Enſembles Stoff und Gelegenheit zu geben; ferner ſo viel verſchiedene in die Handlung verflochtene Charaktere, um, was der größte und eigenthümlichſte Genuß der dramatiſchen Muſik iſt, in jenen Enſembles das gleichzeitige Lautwerden harmoniſch verbundener Contraſte vorzuführen. Wir können am leichteſten jene Anforderungen an der kritiſchen Unterſuchung eines der vorhandenen Operntexte zur Anſchauung bringen.

Das Sujet zu der Oper, welche uns bei dieſem Aufſatz beſchäftigt, das zu Maria Weber's Oberon, iſt unbedingt der Muſik vortheilhaft. Schon im Allgemeinen giebt den ſchönſten Gegenſatz eine liebliche Geiſterwelt, deren klangreiches Weſen von dem größten dramatiſchen Dichter, von Shakeſpeare, unübertrefflich in ſeinem „Sommernachtstraum" benutzt und angedeutet wurde, gegenüber einer, von mannigfacher edler Leidenſchaft bewegten, menſchlichen, in der Zorn und Stolz, Liebe und Haß, Muth und Furcht, Ehrgeiz und Demuth, Heiterkeit und Sehnſucht ihr Spiel treiben, und alles dies in abermaligem Contraſt des morgenländiſchen und abendländiſchen Natur- und Menſchen-Lebens. Wir finden eine von der Tradition geheiligte, ſehr natürlich erſcheinende, Verknüpfung des Schickſals einer Geiſterwelt; drei, von einem unſerer lebendigſten Dichter, von Wieland, höchſt charakteriſtiſch gezeichnete, faſt allgemein bekannte und ein ſtereotypes Gepräge tragende Perſonen, in der Rezia, dem Hüon und dem Scherasmin, und dieſe bald in dem

höchſten äußern und innern Glück, in prunkenden Umgebungen, bald in der tiefſten Verzweiflung, in einer das Nothwendigſte des Lebens entbehrenden Einöde. Was die Muſik Sinniges, Tiefes, Gemüthliches, was ſie Erhabenes und Gewaltiges, was ſie Furchtbares und Drohendes, was ſie Religiöſes, was ſie Sinnliches und Lokkendes, und was ſie Scherzendes und Humoriſtiſches nur zu leiſten im Stande iſt, alles das müßte ſich in dieſem Stoff im ſchönſten Einklange und in mannigfaltigſter Abwechſelung entwickeln laſſen. Heben wir nur drei Hauptmomente heraus von den vielen, die uns beſonders muſikaliſch-reich erſcheinen, und vergleichen wir damit die armſelige und ungeſchickte Behandlung in dem vorhandenen Text.

Vorzüglich wichtig erſcheint erſtens die große Entſcheidungsſcene, wenn Hüon in den Saal dringt, den Kaiſer zu höhnen und die Rezia zu entführen. Welcher Stoff für eine kräftige Handlung in einem reichen Finale voll Wechſelhandlung zwiſchen Chören und den einzelnen Perſonen! Zuerſt würde der Dichter die Anſtalten zur bevorſtehenden Vermählung vorführen in Tänzen und Chören, deren Freudigkeit bereits contraſtiren würde mit Rezia's dazwiſchendringender Verzweiflung, dem gebietenden Worte des Sultans und dem Trotze des eiteln Babekan. Wenn dann Hüon eindränge, während des lautloſen Erſtaunens der Sarazenen, Hüon und Rezia den Jubel ihres Findens kund gäben, dann der Sturm leiſe mit den vielleicht abgebrochenen Lauten des zu ſich ſelbſt kommenden Chors begänne, ſich immer mehr ſteigerte, gegenüber dem trotzigen Hüon, und in tobende Wuth

ausbräche, wenn dieser die That vollbracht, und dann mit den furchtbarsten Tönen und lebendigsten Geberden auf ihn eindränge; — wenn dann, wo der Tumult am höchsten, Hüon das Horn erhöbe und nach den Tönen der Wuth, des Trotzes, der Drohung, der Angst, Verzweiflung, Liebe und des Muthes sogleich die feierlichste Todtenstille einträte, die Töne verstummten, die Geberden versteinerten, und Hüon mit der Rezia langsam und schweigend durch die erstarrte Menge durchschritt — hätte dieser Stoff der dramatischen Musik nicht einen unendlichen Triumph über das redende Drama bereiten müssen, in welchem dergleichen Fülle und Leben eine Unmöglichkeit ist?

Was haben wir dagegen in der Oper? Ein Paar Worte des Sultans mit Babekan — ein Ballet — etwas Schwertgeklirre; kaum einen kleinen Männerchor zum Preise des Sultans; auf das Zeichen des Sultans ein Eindringen seiner Leute ohne Wort und Ton — ein Paar Witze Scherasmin's, — und Alles geht in ein Paar Minuten matt, klang- und sanglos in einem Theatercoup an uns vorüber. — Die Verblendung des Dichters, und nach ihm des Komponisten, wenn das alles nicht absichtlich so matt gelassen wäre, müßte an dieser Stelle fast unbegreiflich seyn. Wollte vielleicht der Komponist, der den Dichter doch in manchen andern Stellen ergänzte und verbesserte, absichtlich diese Gelegenheit vorüber gehen lassen, um nicht an Mozart zu erinnern und nicht mit ihm in die Schranken zu treten? Er mußte ja aber doch erkennen, wie trotz aller scheinbaren Aehnlichkeit sein Stoff auch in dieser Scene von dem

Mozart'schen verschieden war. Mozart hatte einem trotzenden Manne und dessen furchtsamem Diener lauter erzürnte Leute gegenüber zu stellen, und die Musik nur furchtbar erscheinen zu lassen, deren Schrecken jedoch durch die schöne Ironie des Muth aussprechenden und doch hinter den Rücken seines Herrn sich verkriechenden Leporello zu mildern. Aber Weber hatte ja die liebende Rezia, die Fatime, den Scherasmin, alle im freundlichen Wechselverhältniß mit Hüon, jener andern Masse gegenüber, wodurch das an sich schon verschiedene Ganze noch mehr eine andere Farbe hätte bekommen müssen. Da nicht anzunehmen ist, daß Weber's durchdringendem Verstandesblicke alles dies entgangen seyn sollte, so ist durchaus nur zu vermuthen, daß er es absichtlich vorübergehen ließ, entweder aus eigensinnigem Künstlerstolz, oder aus einem Gefühl von Schwäche. Daß aber in beiden Fällen sein Werk unendlich verlieren mußte, das hätte ihm wohl nicht entgehen sollen. Seine Aufgabe war übrigens um so leichter ästhetisch zu lösen, da eine mit der Elfenruhe und Sanftheit des Ganzen nicht verträgliche Spectakelmusik gar nicht von Nöthen war. Denn theils hatte er zur Milderung die schon oben angegebenen sanften Elemente, in der Rezia u. s. w., theils brauchte er das Drohende und Ernste nur bis zu einem gewissen Puncte zu steigern, da ihm ja ein sogar gebetener Deus ex machina, das Horn, zu Gebote stand, um demselben augenblicklich Einhalt zu thun. Ja im Nothfall wäre an dieser entscheidenden Stelle, wo der mit dem Stoff vertraute Zuschauer, auf's Aeußerste gespannt, durchaus Leben und Leidenschaft er-

wartet, ein Spontini'ſcher, ja faſt Roſſini'ſcher Notenſturm, der wenigſtens angedeutet hätte, was hierher gehört, wenn auch nicht ſchön und untadelhaft, doch erträglicher und befriedigender geweſen, als jener matte Theatergeberdencoup. Das größte Mißbehagen erfaßt uns, wenn wir fühlen, daß der dramatiſchen Muſik, und nur ihr allein, nicht aber dem redenden Drama, hier das Höchſte möglich geweſen wäre, und wenn wir nun ſehen, daß ſie gar nichts gethan.

Die zweite von dem Stoffe augenſcheinlich dargebotene hochdramatiſche Scene iſt die zwiſchen Almanſor und Rezia. Dieſe mußte beſonders benutzt werden, um die reine und edle, jede Prüfung beſtehende, Liebe der Rezia anſchaulich zu machen. Um dieſe dreht ſich ja die moraliſche Entſcheidung des Ganzen, und ſie bildet nebſt der Prüfungsſcene Hüons den höhern erotiſchen Theil der Oper. Denn die andern Prüfungsſcenen auf der wüſten Inſel eignen ſich blos für die beſchreibende Darſtellung des Epos; denn dort ſteht alle Handlung ſtill, die Verhältniſſe ſind monoton und ohne alles contraſtirende Leben. Bei Wieland ſelbſt erſcheinen ſie als eine idylliſche Epiſode im Epos. Die Prüfung durch Handeln geſchieht an der eben von uns beſprochenen Stelle, die allein eine dramatiſch-muſikaliſche ſeyn kann, während auf der Inſel die Prüfung durch Leiden und Ausdauern Statt findet: Umſtände, die jeder dramatiſchen Behandlung widerſtreben. Der leidenſchaftliche Kampf, der ſich zwiſchen dem drängenden, drohenden, verſprechenden Almanſor mit der zurückſtoßenden, ihn verabſcheuenden, ſtandhaft und treu an ihrer Liebe hängenden Rezia entſpinnen muß, gäbe zu

einem außerordentlich lebendigen, mannigfaltigen Duett unter Baß oder Bariton und Sopran Gelegenheit, das wiederum einen Glanzpunct einer Oper bilden müßte. Aber unserm Dichter und unserm Komponisten hat es gefallen, den Almansor gar nicht singen zu lassen; so geht nothwendig alles Dramatisch-musikalische verloren. Rezia singt allein eine Arie, und Beide besprechen sich dann mit einander.

In der dritten Scene, die wir herausheben wollen, wäre der Musik nun auch eine, selten durch die Umstände so schön herbeigeführte, Gelegenheit geworden, auch ihren höchsten sinnlichen Reiz, das Lockende, Verführerische, Bezaubernde, Schmeichelnde, mit einem Worte das Zerline'sche in ihr zu entwickeln. Es ist die Gegenscene zu der vorigen, wo Roschana wiederum den Hüon verführen will. In Wieland's Oberon ist diese Stelle die meisterhafteste von allen; wer sie je gelesen, ist gewiß auf's heftigste von ihr ergriffen worden. Bilder, Sprache, Rhythmus, Alles ist ein süßes Einlullen, es ist so natürlich und menschlich, daß Hüon dort einen heftigen Kampf besteht. Aber wir müssen bei dieser Gelegenheit auf einen neuen merkwürdigen Unterschied zwischen dem redenden und dem musikalischen Drama aufmerksam machen. In der Poesie sind Stellen angegebener Art nur für die erzählenden und beschreibenden Gattungen, den Roman (Philine), das Epos, wie bei Wieland u. s. w. Auf die Bühne gebracht, von wo aus die Phantasie nicht, wie beim Lesen, nur durch geistiges Vorstellen, sondern durch ausgesprochene Worte, durch Gemälde und Geberden zu sehr sinnlich aufgeregt würde,

wäre eine ſolche Scene nicht nur blos verdammenswerth, ſondern auch im höchſten Grade unſchön, weil ſie nur die niedrige Sinnlichkeit in Anſpruch nähme, nicht die höhere blos, wie es die Kunſt doch nur ſoll. Die Muſik aber umkleidet Alles mit ihrem ätheriſchen Gewande, deutet nur an, läßt nur ahnen, nimmt daher das Körperliche mit ſich fort und verſetzt die niedere Sphäre aus dem Bereiche des Geſehenen nach der höheren, in den des Gehörten. Giebt der Dichter und Komponiſt hier nicht Alles in und durch Muſik, ſo wird die Scene entweder durch das Wort, das Gemälde oder die Geberde jene frivole, oder, bleibt er in Wort und Geberde innerhalb der ſittlichſten Grenzen, eine unendlich todte und matte werden, die, wenn man die Dichtung kennt, unerträglich wird. Den letzten Weg haben Beide gewählt; beinahe alles Muſikaliſche haben ſie verbannt, Roſchana ſpricht nur, ebenſo wie Almanſor, ſtatt, wie beim Dichter, durch ihre Perſönlichkeit zu locken, redet ſie ihm von Rache vor, und ſucht mit eben ſo viel Kurzſichtigkeit in die Natur der Leidenſchaft, als Ehrgeiz kalt im Vergleich zur Liebe iſt, den Ehrgeiz des liebenden Hüon zu erregen, und will ihn dann erſt durch andere in einen liebenden Taumel bringen. Dem Gemälde fehlt daher nicht nur alle Wärme, ſondern auch Wahrheit. Wenn jemand in dieſer Oper ſingen mußte, ſo war ſie es, welche, ohne zu verletzen, in Tönen allen Zauber lockender und ſinnlicher Leidenſchaft ausſprechen und in dem Zuſchauer eine Wirkung auf Hüon vermuthen laſſen konnte. Hier ſpricht ſie aber ſo kalt, daß der Zuſchauer, in welchem zwei Akte die größte Meinung von Hüons Edel-

muthe beizubringen ſtrebten, dieſen für wahnſinnig hal-
ten müßte, wenn er ihr folgte. Wird nun obendrein
dieſe Partie der Roſchana einer nicht koketten Schau-
ſpielerin übertragen, welche die Scene, ſo wie ſie da iſt,
für ihre Weiblichkeit verletzend hält, daher, ſtatt den
Dichter im Spiel zu ergänzen, nur Hoheit und Stolz
blicken läßt: ſo friert uns alle dabei. Faſt lächerlich iſt
es, wenn Roſchana, nachdem ſie mit großem Pathos jetzt
das Aeußerſte verſuchen zu wollen erklärt hat, klingelt,
worauf Tänzerinnen den Hüon nicht in lockenden Stel-
lungen von fern zu ſich hinwinken, ſondern ihn ſo um-
tanzen, daß er ſich nicht einmal bewegen kann, um
ſeinen Kampf auszudrücken, ſondern ſtill ſtehen muß, um
nicht etwa einer tanzenden Dame auf den Fuß zu tre-
ten. Wie ein Tropf ſteht er der Roſchana gegenüber,
die auch nicht weiß, was ſie thun ſoll, und ſtillſchweigend
dem Tanze zuſieht. Man wende nicht ein, daß die Aehn-
lichkeit dieſer Scene mit der vorigen ſo groß ſey; die
nothwendige Theilnahme eines glänzenden Frauenchors
hätte der Handlung ein ganz anderes Gepräge aufdrücken
und beſonders der Muſik zu einem ganz andern Enſem-
ble Gelegenheit geben müſſen. Der Unmuth, der uns
bei dieſer Scene überfällt, iſt ſo groß, daß ihn der von
nun an immer matter werdende Schluß der Oper, in
welchem einer nach dem andern verſchwindet, die Feuer-
ſcene in einem lächerlichen Poſſenſpiel Faxen machender
Mohren ſich endet, und zuletzt nach einem ungeheuer
langen Parademarſch ein ſtummer Kaiſer hereintritt und
dem Hüon aus der Ferne ſechs Zeilen zuſingt, denſelben
nicht zu ſteigern vermag.

Wir heben dieſe drei Momente, wie ſchon erwähnt, nur darum heraus, nicht weil im Sujet mehrere dramatiſche nicht lägen, welche bei einer gehörigen Bearbeitung des Stoffes hätten herbeigezogen werden können, ſondern weil es in der vor uns liegenden Bearbeitung die einzigen ſind, welche aufgenommen und doch auf ſo verfehlte Weiſe bearbeitet wurden. Wie ungeſchickt aber man mit dem ganzen Stoff verfuhr, müſſen wir noch an der Scene zeigen, die wirklich hat ausführlich dramatiſch behandelt werden ſollen; denn alles Uebrige iſt, auch die ſchönen Elfenchöre, unter die Rubrik des Liedes zu bringen. Und gerade dieſe Scene iſt die oben angeführte undramatiſche. Rezia iſt mit dem Hüon durch einen Sturm auf eine Inſel verſchlagen, und wird nachher von Seeräubern entführt. Im Wieland dauert dieſer Aufenthalt längere Zeit, und wir haben ſchon oben ausgeführt, wie dieſes Stillleben gar keinen Stoff zu einer dramatiſchen Scene giebt. Handlung wird erſt dann wieder, wenn die Seeräuber Rezia überfallen, Hüon feſſeln und jene fortführen. Daher hätte auf jeden Fall die Zeit des Ankommens auf der Inſel bis zu jener wiederum entſcheidenden Scene weggelaſſen, nur ſpäter durch das Rauben aus jenem Zuſtande ſelbſt erſt angedeutet werden müſſen. Allerdings durfte der Meerſturm, die Verfolgung der Liebenden auf dieſe Weiſe, ſchon des Ausfüllens der Oper wegen, nicht übergangen werden, um ſo weniger, als in ihm ſelbſt unendlich verſchiedene und originelle dramatiſche Effekte liegen. Warum iſt die bei Wieland ſo entſcheidende Schiffsſcene weggelaſſen? Die für die Bühne obſcöne Handlung im Epos war

nicht nothwendig eben ſo wiederzugeben. Ein willkürlich kleineres Verbot des Oberon hätte daſſelbe für die Muſik thun müſſen, einen Kampf zwiſchen beiden Liebenden herbeizuführen. Auch war ein anderer Ort zu wählen, da eine Handlung auf einem Schiff nicht gut darzuſtellen wäre; und doch: warum das Innere einer Schiffskajüte nicht? Der das Opfer fordernde Chor konnte ja hinter den Couliſſen ſingen, und die in der Kajüte befindlichen Perſonen das Schwanken des Schiffes im Sturme durch ihre Bewegungen andeuten. Welcher dramatiſche Wechſel dann! Der darüber munter ſcherzende Scherasmin, die warnende Fatime, die, ganz hemmend für die dramatiſche Wirkſamkeit, aus der Amme in ein Kammermädchen umgewandelt iſt; dann der Sturm mit der Kataſtrophe; ſogleich darauf die Seeräuber. Hinter ſolchem immer fortdrängenden Leben wäre dann der ſchöne, rein lyriſche, doch ruhige, heitre, gemüthliche Schluß des zweiten Akts mit den Meermädchen von unbeſchreiblicher Wirkung geweſen. — So iſt davon nichts in der Oper vorhanden. Statt daß der erſte Akt mit der Kataſtrophe bei dem Sultan ſchlöſſe, beginnt ſie den zweiten; die Zwiſchenzeit bis zur Schiffahrt und dem Sturm füllt ein Lied der Fatime, das, ſo hübſch es iſt, doch eben ſo gut, ohne das Ganze zu ſtören, wegbleiben kann, und offenbar nur zur Ausfüllung der Zeit da iſt; endlich ein an ſich nicht ſehr bedeutendes Quartett, obendrein das einzige in der Oper; und nun ſingt Rezia eine lange Arie, wo ſie zuerſt, ſo ſchön die Muſik iſt, doch mit ihrer verzweifelten, leidenſchaftlichen Lage nicht in Uebereinſtimmung, ruhig den Ocean und

den Sturm, den wir gehört, und meiſterhaft muſikaliſch durchgeführt gehört, im ruhigen Recitativ beſchreibt, dann eine Arie ſingt, die vollkommen der der Agathe im Freiſchütz nachgebildet, im Schluß des Winkens und Rufens nach Hüon mit dieſer faſt identiſch iſt. Statt daß dort das Mondaufgehen beſchrieben iſt, wird hier das Wiedererſcheinen der Sonne dargeſtellt. Jeder muß fühlen, daß hier ein mit Gewalt herbeigezogener Stillſtand ſey, um dieſer Arie Platz zu machen, zu der ſich ohnehin Hüon ohne allen Grund hat entfernen müſſen. Statt nun den hierauf eintretenden lebendigen Moment des Erſcheinens der Seeräuber zu benutzen, ſingen auch dieſe nicht; auch Rezia und Hüon müſſen zu ihnen ſprechen, und jetzt ſieht die Muſik der Handlung zu, während ſie vorher zu Betrachtungen ſich hat hergeben müſſen.

Man werfe ja nicht ein, daß bei unſerer Anordnung der erſte Akt zu lang geworden wäre. Der zweite würde es ſchon darum nicht, weil jene Schiffsſcene blos an die Stelle der langen Arie der Rezia und jener Ausfüllungsſtücke der Fatime u. ſ. w. zu kommen brauchte. Aber auch der erſte Akt konnte abgekürzt werden. So ſchön der zweite Theil der langen Arie des Hüon durchgeführt iſt, bildet ſie doch einen eben ſolchen, durch das lange Geſchwätz der alten Mutter der Fatime nicht erfreulich eingeführten und motivirten Stillſtand, iſt faſt eben ſo herbeigezogen dramatiſch hemmend, und bliebe vielleicht in dieſer Geſtalt auch beſſer weg.

Um ein Beiſpiel noch anzuführen, wie wenig bei uns im Allgemeinen bis jetzt muſikaliſch-dramatiſche Stoffe erkannt und beurtheilt werden, erwähnen wir,

daß der allezeit fertige Operndichter, Herr Gehe in Dresden, dem ganzen Sujet des Oberon die musikalische Brauchbarkeit abgesprochen und eben jene Arie auf der Insel als Beleg dazu angeführt habe. Die Wahrheit ist, daß, was im Weber'schen Oberon für die Musik benutzt ist, zum eigentlichen Sujet nicht gehört, wie jene Arie des Hüon, die der Rezia, die ganze Erscheinung der Fatime; und daß dagegen, was so sehr in ihm dramatisch ist, theils ausgelassen, theils blos der Rede übergeben, theils auf das dürftigste behandelt wurde.

Es mag bei dieser Gelegenheit noch erlaubt seyn, auch dasjenige hier zu wiederholen, was, als unsere Beurtheilung des Oberon erschien, über den Komponisten im Besondern und im Allgemeinen gesagt wurde. Nachdem aus andern Beispielen weitläuftig belegt worden war, daß Weber an der Auswahl der Behandlung und der Ausarbeitung seiner Operntexte stets den allergrößten Antheil gehabt, der sich bis auf die einzelnen Worte und Silben erstreckte, und daß ihm sonach hauptsächlich alle Fehler des Textes zur Last fielen; nachdem ferner der unangemessene Bau der Lieder in Rhythmus, Zeilenwechsel und der holprichten Sprache an dem Oberon-Texte nachgewiesen war, fuhr der Aufsatz also fort:

Diese Meinung von dem Antheile Weber's an dem Texte der Oper und sein tyrannisches Vorschreiben des ihm für seine Komposition zu liefernden, wird auch durch innere Gründe auf's augenscheinlichste bewiesen. Wir dürfen nur das in's Auge fassen, was theils mit Liebe und Ausführlichkeit von dem gegebenen Stoffe be

nutzt, theils was Fremdes zu demselben hinzugefügt worden ist, wir dürfen dies nur mit Weber's eigenthümlicher Behandlungsweise anderer Stoffe vergleichen, um uns der Gründe klar zu werden, warum das so zu tadelnde Ganze absichtlich in dieser Gestalt erschien. In ersterer Beziehung kommen wir noch einmal auf jene schon zweimal besprochene Scene, in welcher Rezia ihre große Arie singt, zurück. Sie ist anerkannt undramatisch, und dennoch mit der größten Ausführlichkeit behandelt; aber sie erinnert zugleich auf das auffallendste an die Scene und Arie der Agathe im Freischütz. Es finden sich nun durch alle Weber'sche Opern (von dem beständig gleichen Zuschnitt seiner Ouverturen ein andermal zu sprechen) gewisse immer wiederkehrende Scenen und Tongänge, die, wenn auch nicht Tonreminiscenzen im Sinne, wie wir es von Spontini und Rossini sagen, doch dramatische Reminiscenzen sind. So die Echochöre in der Preziosa und der Euryanthe; die abgebrochene Begleitung des Chores zu einem Liede der Heldin, wie in der Euryanthe und im Oberon u. s. w. Es ist dies jener Einwurf, gegen den Herr von Miltitz den Komponisten in der Abendzeitung entschuldigen zu müssen glaubte; doch er entschuldigte nur mit dem Beispiel Cherubini's, gab aber zugleich selbst zu, daß bei dem wahrhaft großen Komponisten, bei Mozart z. B., dergleichen nicht vorkäme. Denn bei der geringen Anzahl von Musikstücken in dieser Oper sind zwei so bedeutende Reminiscenzen in den wichtigsten Scenen so auffallend, daß wir dies nichts anderes, als eine große dramatische Gedankenarmuth nennen können.

Betrachten wir nun aber das, was in der Oper zu dem bereits vorhanden gewesenen Stoff durch den Komponisten hinzugefügt ist, das heißt, den Charakter der Fatime, so sieht man auf den ersten Blick, daß dieser einzig nur der einzulegenden Lieder halber da ist. Diese, doch eine untergeordnete Person, singt am meisten, wenigstens eben so viel als die beiden Hauptpersonen, und fast immer in Situationen, die mit dem Verlauf der Handlung nicht zusammenhängen. Gehen wir alle Schöpfungen Weber's durch, so finden wir überall das Liederartige vorwaltend. Seine originellste Schöpfung, die Preziosa, ist ganz Lied, die Euryanthe ganz lyrisch, die Hauptsachen im Freischütz Lied. Seine Chöre, die Jägerchöre, die Jungfernchöre, die Zigeunerchöre, die Elfenchöre, sind nur von Vielen gesungene Lieder ohne Gegensätze, Verschlingungen und Durchführungen der Stimmen. Von seinen übrigen Arbeiten wie unverhältnißmäßig sind da seine Instrumentalkompositionen gegen die große Zahl von Liedern, deren er in seinem kurzen Leben mehr, als Himmel, Schulz u. a. in ihrer langen Komponistenlaufbahn, angefertigt hat. Wie sehr stechen da gegen ihn Mozart, Haydn und Beethoven ab, welchen Männern man ihn nur zu schnell an die Seite hat setzen wollen! Wie groß ist die Menge von Mozart'schen Sonaten und Symphonieen, mit unerschöpflicher Fülle von Gedanken, die, ohne Anregung durch Text von außen, aus der eigenen selbstschöpferischen Brust des Komponisten hervorquellen, während man fast gar keine eigentlichen Lieder von ihm hat. Noch größer ist die Anzahl Haydn'scher Symphonieen, Sonaten und

Messen, Kunstgattungen, in denen, während das Lied mehrere neue Gedanken darbietet, nur ein Gedanke auf das mannigfaltigste durchzuführen und wiederzugeben ist, oder der theils so oft behandelte, theils monotone Stoff durch so viele selbstgeschaffene musikalische Zuthaten immer neu wiedergeboren werden muß. Auch von Haydn und von Beethoven, welcher letztere ewig originell war und dennoch nie sich ausgab, haben wir sehr wenig Lieder.

Wir können daher nicht anders, als zu der Ansicht uns bekennen, daß Weber überall aus seiner Seele allein hervorzurufen und zu schöpfen nicht im Stande war, daß er vielmehr, wie jeder Liederkomponist, dichterische, bereits auf das bestimmteste angegebene, bezeichnete und individualisirte Gedanken in Musik übersetzte. Darin war er allerdings unsere größte musikalische Erscheinung, darin wird er ewig zu studiren seyn; aber dies war auch sein ihm vorgeschriebener Kreis, den zu überschreiten ihm nicht gelang. Wir wollen aber hier nicht mißverstanden werden, nicht gemeint haben, daß Weber nur das gegebene Wort übertrug; sondern er traf eben so glücklich gewisse ihm vorgezeichnete Zustände, die ein individuelles, charakteristisches und in äußeren Merkmalen scharf sich hervorhebendes Gepräge an sich tragen, wie das Zigeuner-, das Jägerleben u. s. w. Man könnte in dieser Beziehung auch ihn als das bezeichnen, was in der Malerei der Portraitmaler ist. Der Mangel an eigentlichen dramatischen Komponisten zu seiner Zeit, das Verständige in seinen Schöpfungen, das Echtdeutsche in seinem Freischütz neben der Rossini'schen Klingelei hat:

ten ihm mit Recht die Popularität verſchafft, deren er ſich erfreute. Aber jene beſchränkte Schöpfungsgabe bewirkte, daß, bei aller Schärfe ſeines Verſtandes, bei der Kenntniß und vollſtändigen Herrſchaft über die Mittel, bei dem unverdroſſenſten Fleiße, dem tiefſten Studium und dem angeſtrengteſten Nachdenken, in welchen Beziehungen er allen Kunſtjüngern als Muſter daſtand, doch von ihm kein eigentliches dramatiſches Kunſtwerk hervorgebracht werden konnte, ſo ſehr er auch darnach ſtrebte. Wer je die rührende Antwort Mozart's auf die Anfrage: wie er es mit ſeinem Schaffen mache? mit Weber's „Künſtlerleben," mit ſeinen Reflexionen, Deductionen und Recenſionen vergleicht, dem wird der Unterſchied zwiſchen dem Genie und dem Talent auch in der Muſik nicht unklar bleiben können. Merkwürdig genug fand ſich in Weber's Nachlaß nichts Muſikaliſches, nur Reflectirendes und Poetiſches; in der Muſik iſt es aber am anſchaulichſten, daß die höchſte Schöpfungskraft in der Kunſt als wahrer Himmelsfunken eine bewußtloſe iſt, welche die Seele zu ſehr erfüllt, um Raum für andere Thätigkeiten übrig zu laſſen, und die der kritiſirende Verſtand nur zerſetzt und auflöſt. Vergleiche man nur, um den Unterſchied zwiſchen dem ſchöpferiſchen Genie und dem blos wiedergebenden Talente ſich ganz deutlich zu machen, z. B. das von Weber am beſten durchgeführte Stück: das Terzett zwiſchen Max, Agathe und Aennchen im zweiten Akte des Freiſchütz: „Doch haſt du auch vergeben?" mit den muſikaliſchen Durchführungen des „Hoffe nicht, uns irr zu leiten" im erſten Finale des Don Juan. Was machte Mozart aus den ſechs

Worten, die er einer Menge von Personen in den Mund zu geben hatte, während für Weber in seinem Terzett vom Dichter allen drei Personen, gemäß ihrem Charakter, das ganze Ensemblestück hindurch vorgearbeitet war. Von ihm freut uns, daß er den Text traf, während bei Mozart uns in Erstaunen setzt, was er auf dem vom Dichter ihm gegebenen Gerüste aufgebaut hat.

Sind wir nun darüber einig und machen wir an Weber nicht Anforderungen, die er nicht gewähren kann, dann vermögen wir uns auch mit ganzer Seele und vollem Herzen dessen zu erfreuen, was er uns in der ihm eigenthümlichen Kunstsphäre Großes und Herrliches unverkennbar im Oberon gegeben hat. Im höchsten Grade getroffen hat er das leichte, liebliche, halbwehmüthige, sanfte, flatternde Elfenwesen im ersten Chor; eben so sehr ist der Natur abgelauscht das schläfrige, monotone Seyn der Verschnittenen im Finale des ersten Aktes: wiewohl das originelle Thema als ein wirklich orientalisches ihm mitgetheilt worden seyn soll, sowie das Lied der Fatime „Al, al, al, al, al, al!" u. s. w. das orientalische Blumen- und Zephyr-Wesen trefflich malend. Ganz eigenthümlich aber ist ihm gewiß das düstere Geisterwesen in der, zugleich für den Akt sehr schön komponirten, Arie des Puck: „Geister der Luft." Hier besonders ist das Citiren im „Kommt hieher!" von der ergreifendsten Wahrheit. Aeußerst musikalisch durchgearbeitet ist das leider viel zu kleine Terzett: „Geist! hochverehrt"; namentlich bewegt der den Gedanken zwischendurchführende vorschlagende und in der Dominante mit den übrigen Stimmen wieder zusammenkommende

Baß das Herz außerordentlich. Eben so schön ist das Gebet Hüon's in der Inselscene; das „Auf mich! Auf mich!" ist ein Muster declamatorischer Musik. Am meisten poetisch und rührend erschien uns aber das Finale des zweiten Aktes, das einfach sanfte Lied der Meermädchen: „O wie wiegt sich's so schön auf der Fluth!" Die eintretende Stille nach dem Sturm, das Wiegen der Töne im Lied wie in der Instrumentirung, der vollste Einklang, in dem hier Scenerie, Musik und Gedicht stehen und sich einander ergänzen, machen eine bis zu Thränen der Rührung führende Wirkung. Das originelle Chor in der Höhle, die einfach erhabene Beschreibung des Oceans im Recitative der Rezia, alles das sind musikalische Glanzpuncte, an denen man stets wird studiren können, wie die Natur zu belauschen ist, und wie Gedanken und Worte in Musik wiedergegeben werden müssen.

Wir wiederholen es noch einmal, daß, wenn Weber da verstummt, wo er aus dem Allgemeinen eine eigene und besondere Schöpfung hervorrufen soll, er da, wo er bestimmtes, individualisirtes und originelles Leben wiederzugeben hat, als ein unvergängliches Muster für alle Zeiten dasteht. Hat er uns keine bleibende Oper, kein großes Ganze schaffen können, so hat er auf seiner wackern und unermüdlichen Künstlerbahn uns Juwelen hinterlassen, welche die Kritik vor Allem festhalten muß, um jeden von der Natur und der Wahrheit sich verirrenden Kunstjünger darauf hinzuweisen. Weil er gerade das scharf sich Hervorhebende oft und glücklich wiedergegeben hat, so kann sich die Kunstkritik in ihren Theorien suppliren, wo die großen und ewigen Schö-

pfungen unſerer größten Geiſter nicht hindeuten. Wenn die Kritik euch nicht ſie hervorbringen und bilden helfen wird, kann ſie doch von der einen Seite das Volk ſelbſt zum Verſtehen großer Schöpfungen heranziehen, und jenen erſt die eigentliche Wirkung verſchaffen; dann aber beſonders auch Talenten ſehr viel ſeyn: aber zu Hervorbringung von Genien braucht die karge Natur Jahrhunderte, während ſie öfter uns gütig mit Talenten beſchenkt.

Novellen

muſikaliſch-dramaturgiſche Aufſätze

und

Gedichte

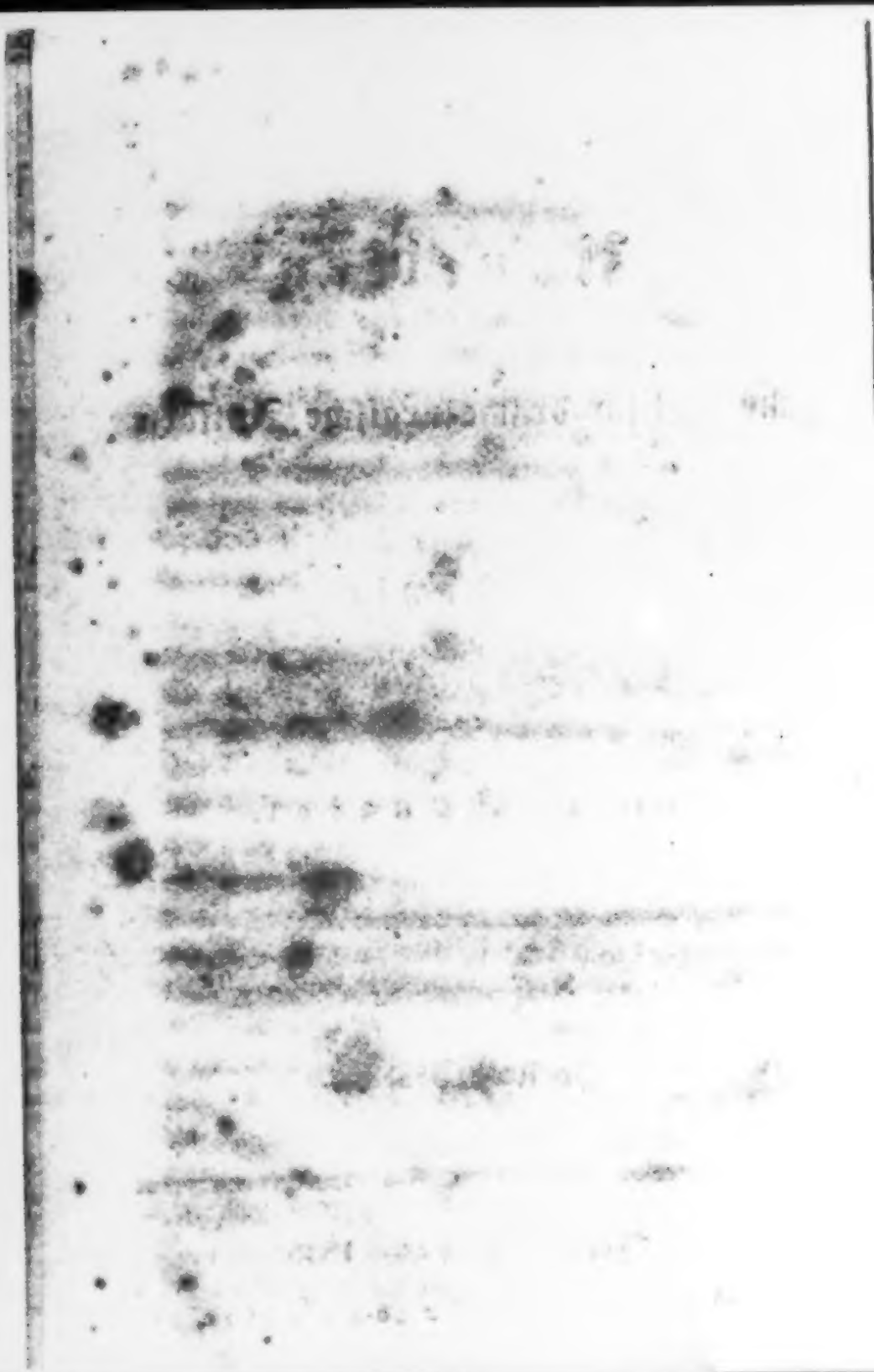
von

R. O. Spazier.

Zweites Bändchen.

Schleuſingen, 1836.

Verlag von Conrad Glaſer.



Die Taſchenbücher.

Eine humoriſtiſche Novelle.

Die Taſchenbücher.

Eine humoriſtiſche Novelle.

1.

In mein geöffnetes Fenſter, das den Blick auf eine weite Landſchaft, über Häuſer und Gärten bis weit über die Höhen von Räcknitz, ſtreifen läßt, drang von dem neugehobenen Dache eines Hauſes der Geſang der verſammelten Menge von Handwerkern, aus der die Gewänder der weißgeputzten Töchter der Bauherren hervorleuchteten, und die vereint, wenn auch unter ſchlechter Begleitung von Dorfmuſikanten, hoch oben in den blauen Himmel hinein ihr: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'" anſtimmten. Hell lag die Sonne über der bunten Welt, und ihre Wärme, wie der Duft eines Geraniumſtockes vor meinem Fenſter, den ich begierig einſog, erregten in der Phantaſie eine Maſſe von Bildern aller Art, die ſich durcheinander auf und nieder in bunter Folge bewegten, wie das Gewimmel in einer Prieſtley'ſchen Materie auf einem halberleuchteten und durchwärmten See.

*) Zuerſt im Dresdener Merkur, October u. November 1827.

Immer tiefer rüheten mich die Menſchen, die, ehe ſie das Haus und alle künftigen Leiden in ihm wie mit einem Sargdeckel verhüllten, noch einmal mit freiem zum Himmel gerichteten Antlitz, die Säuglinge auf dem Arm, welche die Mütter dem Allvater in dem großen freien Tempel der Natur darſtellten, um Schutz und Friede baten, und bald gab ich leiſe auf meinem Inſtrumente die Akkorde der Melodie an, die mich immer weiter in mich ſelbſt und die verborgenſten Tiefen meiner Seele einwiegte. — Als ich aus meinen Träumen erwachte, war der Geſang verſtummt, aber einzelne Worte, die in mein Ohr drangen, verkündigten die Rede des Altmeiſters vom Gerüſt herab — ich blickte auf, und ſiehe! ein Korb mit Büchern ſtand vor mir, auf dem oben liegenden Zettel las ich die Worte: „Taſchenbücher" und „Recenſionen." — Leiſe waren ſie während meines Spiels, da ich der Thüre den Rücken zugekehrt, hineingeſetzt worden.

Gewaltig verdroß mich dies Hineinwerfen einer ſolchen Maſſe von goldbeſchnippter und befranzter Modepoeſie in ein ſolches blaues friſches Feſt meiner innern Stimmung.

Da tönten aus des Altmeiſters Rede die Worte: „Arche" — „Noah." Lächeln mußte ich über die närriſchen Menſchen, die ſo gern ihr Treiben an die Uranfänge knüpfen — und wie die Erinnerung an jene das Gemüth des Menſchen milder ſtimmt und verſöhnlicher — ging auch ich bald ausgeſöhnt auf den Korb, der mich anfangs ſo erſchreckt hatte, zu.

Ein und zwanzig blos? dachte ich, als ich ſie durch-

gezählt hatte; höchstens etwa hundert Schriftsteller, die einmal im Jahr Millionen von Lesern in Deutschland anfingen und anreden! —

Eben flog das Trinkglas des Redners krachend auf die Steine. Hm! sagte ich, hierdurch wieder an die Uranfänge, den Noah und den Thurm zu Babel erinnert, — eigentlich hat seit Erschaffung der Welt — eigentlich hat — fuhr ich im lauten Tone, daß meine Rede zu gleicher Zeit mit der vom Dache herunter hallte — eigentlich hat seit Erschaffung der Welt, ihr hier in Gold vergrabenen Schriftsteller! die Schriftstellerei den Fortgang nicht gehabt, der nach den Anfangsaussichten zu erwarten stand. Wenn Adam schon nach den Rabbinen den 92sten Psalm machte, und der alte Eusebius Nierenberger uns zwei Gesänge lieferte, die aus des Amadei Offenbarung in der Bibliothek des Eskurial als echte Arbeiten Adam's treulich abgeschrieben worden, deren einen er bei seiner Unterredung mit der Eva verfertigt, den andern als Bußpsalm nach dem Sündenfalle gemacht haben soll, — wenn — hier erhöhte ich meine Stimme noch mehr — wenn Hermes Trismegistus, der Freund der Isis und des Osiris, nach Manetho schon sechs und dreißig tausend fünfhundert und fünf und zwanzig Bücher schrieb — ich schrie in der Begeisterung das letzte fast —

Ein Fluchen und ein Donnern an meiner Thüre erinnerte mich, daß ein Kandidat in der Nebenstube seine Predigt lernen wollte.

Was wollen da — fuhr ich leiser mit gedämpfter Stimme fort — die paar tausend Bücher sagen, welche

die Leipziger Messen bringen? — Wie weit ist noch die schöne Zeit entfernt, wo ein Verzeichniß auf Subscription wird herauskommen können von den Deutschen, die nie Bücher und nie Verse gemacht, mit denen wir dann, die wir uns darauf schrieben, so leicht unsterblich werden könnten!

Wahre Betrübniß hatte in mir die letzte Vorstellung — so schnell ändern sich die Meinungen der Menschen — über die geringe Anzahl der Taschenbücher erregt; seufzend schritt ich zum Korbe, der mir nun aus einem Wäschkorbe ein Nähnadelbüchschen geworden zu seyn schien, und wollte eben mit den Fingerspitzen eines der Taschenbücher anfassen.

Verdammt! dachte ich, und fuhr schnell mit der Hand wieder zurück, wenn nun, was gewiß seyn wird, Weiber dabei sind!

Ich habe von unserer Poesie eine eben so ketzerische Meinung, wie die Perser von der Sündfluth. Diese glauben, daß die ersten Gewässer derselben aus dem Backofen einer alten Frau hervorgequollen wären. Unsere Poesie, glaube ich, ist nun eben so fade und matt geworden und so wässerig, weil die Weiber daran mitschreiben; sie wurde es schon dadurch genug, daß die Weiber mitlesen, ihnen zu Gefallen. — Sie waren immer die Beschützerinnen Cramers, Lafontaines, sie sind die Vertheidigerinnen Claurens — und aus welchem andern Grunde wurden die Bücher und ihre Poesie so verdonnert, verkupfert, wie das Küchengeschirr, und verflittert — als weil man sie ihnen schenken wollte? — Darum bin ich entschieden ungerecht und parteiisch gegen sie, und kann sie auch nicht recensiren *).

*) Zwei bedeutende Männer führ' ich zu meinem Schutze

„Das brauchst Du ja nicht" — flüsterte mir mein guter Genius zu — „Merkur giebt Dir gewiß die Erlaubniß, sie nicht zu lesen."

Getröstet wollte ich nun von Neuem zum Korbe schreiten — da guckte ein niedliches Hauvchen mit rothen Bändern zur Thüre herein, dann eine Schürze mit zwei Händen in den Taschen, dann ein Paar große braune freundliche Augen.

Meine Frau war's — ich verstand den Wink; und als ich über den reinlichknisternden Sand des Vorhauses, über den zierlichen Teppich der Stube, unserm runden saubern Mittagstische behaglich zuschritt — wie freute ich mich innerlich, daß das obenerwähnte Subscriptionsverzeichniß noch nicht herumging; denn es steht zu vermuthen, es würde, — ginge ein Mann auf der linken Seite der Häuser, vergebliche Unterschriften suchend, umher, — ein gleicher auf der rechten sich zum eben so vergeblichen und mühsamen Geschäfte machen müssen, Namen zu einem Verzeichnisse solcher Frauen zu sammeln, die man etwa füglich heirathen könnte.

2.

Auf das Urtheil von Frauen, die mit gesundem unverbildetem Sinne und klaren Augen heiter ins Leben schauen, gab ich — betreff' es Menschen, betreff' es Er-

---

noch an. Wenn Rousseau in seinem Brief an d'Alembert vorzüglich ihre Untauglichkeit zur Kunst berührt, spricht gegen das Moralische der Frauenschreiberei am kräftigsten sich aus Klinger in seinem Faust.

eignisse, betreff' es Poesie und Kunst — von jeher sehr viel. Sie ergänzen damit in jeder Art den ins Allgemeine des Lebens und der Kunst immer hinausgreifenden Mann, indem sie auch die kleinern Züge klar in's Auge fassen, [illegible] Menschenauge leichter übersehbaren, Strichen wider-spiegelt. Besonders für den Dichter ist die Frau der Delphin, der ihn, wie den Arion, über das Meer des Lebens trägt. Ruhig schaut er auf ihm über dasselbe hinweg, schaut die Sterne am ruhigen Himmel und die Fischlein im bewegten Meer.

Meine Frau hatte vor Kurzem erst sehr viel bei mir gewonnen, als wir das schöne Bild Matthäi's, den Tod des Codrus, mit einander sahen, und sie mich, den blos mit der Auffassung des historischen Momentes Beschäftigten, bald auf die braune, kräftige, schattige Nase des mit dem blonden Knaben sprechenden Kriegers, die gegen das helle goldgelockte Haar des Knaben so schön contrastirte, bald auf den erbleichten Arm des Todten, der so schön in der lebenswarmen frischen Hand der hergebückten Jungfrau ruht, aufmerksam gemacht hatte.

So trug ich denn am Abend meinen Korb mit Taschenbüchern in die Stube meiner Frau.

Ich betrachtete noch unentschlossen den Goldschnitt, den ich nicht zu öffnen wagte. Er kam mir wie ein Mauthbiet vor, das man vor die Taschenbücher gelegt, damit ihr Inhalt zum Vortheil der Dichter und Verleger transito durch die Länder und Köpfe gehe — und damit die Verfasser ihre Sachen dadurch gleichsam wie die Katze im Sack verkauften. Aber meine Frau hatte

unterdeß bereits die Pflicht ihres mutui adjutorii dadurch erfüllt, daß ſie mit einer Stecknadel eine Breſche in den Schnitt eines Taſchenbuchs gebohrt, und das Buch endlich ſo auseinander gebracht.

Sie war gleich hierauf aufgeſtanden und kramte in der Stube umher.

„Deinen Operngucker ſuch' ich" — antwortete ſie meinem fragenden Blicke, und wies auf den Druck und das Format.

„Die Vorſehung will nicht" — antwortete ich ruhig, da das Licht einen etwas falben Schein auf „Vielliebchen" geworfen und mir die Buchſtaben auf dem Papiere etwas entgegen tanzten — „die Vorſehung will nicht, daß wir zu geſcheidt werden ſollen. Früher ward es den Leuten ſauer, einen Folioband, den kaum zwei Bibliothek-Aufſeher mit vereinter Mühe vom Repoſitorio herabnahmen, zu einem Spaziergange auf die Baſtei zu ſich zu ſtecken; aber, wenn auch ſpäter einmal ein Mann, wie unſer Freund Schaff, der an ſeinem Leibe zwei und dreißig Taſchen hat, beinah' ſämmtliche Literatur wird bei ſich tragen können — in den Herz- und Bruſttaſchen Jean Paul's, Herder's, Rouſſeau's, Shakeſpeare's ſämmtliche Werke; vorn auf dem Magen die ganzen jetzigen ſiebzig Quartbände von Gouthrie und Gray; im Hut auf dem Kopfe den ganzen Plato, Diderot, alle Alten; in den Hoſentaſchen hinten auf dem Steiß (ich ſpreche mit meiner Frau manchmal wie Katzenberger und Schoppe) den ganzen Clauren und Conſorten; in der Uhrtaſche den Cervantes, Rabelais, Sterne und Butler; in den wollenen Strümpfen

ſämmtliche theologiſche Streitſchriften; und in den Schuhſohlen unten die nöthigen aſtronomiſchen und naturphiloſophiſchen Werke, — ſo wird freilich dem guten Manne ein ungeheures Herſchelſches Teleſkop über den Rücken hängen müſſen, und ein Geſtell, auf dem er die zu beobachtenden Werke befeſtigt, um nur von Weitem die Kometen, Fixſterne und Sternſchnuppen der Schriftſteller zu beobachten; und ſolche Teleſkope ſind ſchwer und koſten viel Geld."

Immer mehr ärgerte ich mich, je mehr ich dieſer Goldſchleihen aus dem Korbe herauszog, und meine Augen bedachte, die in den Abenden dieſe Flitterbuchſtaben durchlaufen ſollten, und meine Frau wollte mich mit Gewalt von ihnen wegziehen, indem ſie den Nutzen alles Recenſirens leugnete.

Nachdem ich in aller Eile, was ich in ſolchen Fällen, wenn es geht, immer thue, unſere Eheſtandsbibel, den Siebenkäs, aufgeſchlagen, und ihr S. 13 im 2ten Theile die Wichtigkeit und Würde eines Recenſenten, die der Lenette dort begreiflich gemacht werden ſollen, ebenfalls vorgeleſen hatte — fuhr ich fort: „Beſonders die Eigenſchaft, die Jean Paul zuletzt von einem Recenſenten fordert, daß er nämlich ſelbſt ein ſchlechtes Buch gemacht habe, um zu wiſſen, wie ſolche zu machen ſind, die hab' ich vor allen Andern."

Meine Frau, die ſich jedesmal ärgerte, wenn ich ſie in irgend eine Beziehung mit der Lenette brachte, ſchon weil ich dadurch mich mit dem Siebenkäs verglich, — putzte ſchweigend und häufig das Licht, um nicht an eine andere Stelle dieſes vortrefflichſten aller Eheſtandsge-

mälde zu erinnern; und ſo konnte ich, wenn ich wollte, hell und freundlich fortſchreiben.

3.

Noch keine Viertelſtunde hatte ich in der Orphea, und zwar in Tieck's Novelle „der Gelehrte" geblättert — als meine Frau, die ſchon lange ein Fragezeichen in den von Zeit zu Zeit ſich bewegenden Mundwinkeln gebildet hatte, die Nähnadel — trotz dem, daß ich ihr es ſo oft verboten hatte — in den Mund nahm, die Hand auf meinen Arm legte, und ſagte: „Hör', Du weiſt wohl gar nicht, daß Du auf Dein Papier da in Gedanken „Novelle" hingeſchrieben haſt?"

„In Gedanken?" antwortete ich, und ſchob ihr mein in Aktenform gebrochenes Skizzenbuch hin, „ſeit heut Morgen novelliren wir beide ſchon, ohne daß wir's recht wiſſen. — Wer heut zu Tage etwas zu ſagen hat, der nimmt den erſten beſten Hinz, läſt ihn zu Kunzen gehen, beide beſprechen ſich, beſchreiben dabei ſich und den Ort, wo ſie ſtehen; gelegentlich fällt einer in's Waſſer, wo denn wieder das Waſſer zu beſchreiben iſt, oder einer guckt zum Fenſter hinein, oder hat eine Tochter, die mitgeht; oder ſie eſſen, und legen die Gabeln hin; und das iſt denn eine Novelle. Kein Menſch kann auch etwas dawider haben, weil bis jetzt noch Niemand weiß, was dies eigentlich für ein Ding iſt, und in den Novellen ſprechen ſie ſelber darüber. — Ich ſehe nicht ein, warum wir beide und unſere Stube, in der doch auch Manches ſteht, was zu beſchreiben iſt, nicht zuſammen

eine Novelle ausmachen sollten! Du sprichst, während Du von Zeit zu Zeit den Hund herein oder die Katze hinauslässest, — ich, während ich bald die Feder hinter's Ohr stecke, bald während ich blos rede, wenn ich nur manchmal sage, daß ich rede."

„Das ist sehr bequem," sagte meine Frau.

„Freilich ist's sehr bequem," erwiederte ich; „und wer weiß," — fuhr ich fort — „ob wir nicht noch mehr Personen dazu bekommen; kann nicht in diesem Augenblick Jemand klingeln und hereintreten, und dann schreib' ich: eben klingelt's — der Mann so und so trat herein und sagte; — was für Mannigfaltigkeit! welche Lebendigkeit! welche Charaktere! — und auch die nöthige Langeweile und Weitschweifigkeit fehlt nicht, die einer Novelle so wohl steht, und in den so gepriesenen des Lope de Vega sich findet."

„Für Recensionen" — fuhr ich nach einer Pause ernsthafter fort — „wär's besonders gut, es käme in ihnen etwas vor. Lebte jede Recension wirklich, statt im Kanzelton zu predigen, so ginge sie wie ein Gespenst an des Autors Kopfkissen herum und triebe manches besser aus; wenn z. B. statt seiner mißglückten weiblichen Figuren ein tadelndes schönes Weiberauge aus der Recension ihn anblickte, oder wenn ein wirklicher komischer Kauz von Fleisch und Bein seinen gezwungenen Narren geißelte — wenn —"

Hier sprang meine Frau auf; denn es klingelte wirklich, und — welches freundlichere Geschick konnte einem Novellisten lachen! — der oben erwähnte Freund mit seinen zwei und dreißig Rock-, Hosen- und Westentaschen war's.

Ich muß jetzt, trotz dem, daß im Leben der Mann, der die Thüren faſt hereinbricht und hereinſtürmt, es ſich nicht würde gefallen laſſen, — aber ſo viel Macht hat ein Dichter — ich muß ihn ſo lange noch an der Thüre ruhig und ſtill ſtehen laſſen, bis ich eine kleine Handzeichnung von ihm entworfen. Er mag ſo lange meine Frau betrachten mit ſeiner großen Lorgnette, die er trotz ſeiner ſehr guten und geſunden Augen alle Augenblicke vornimmt, um etwa ein weibliches Weſen, das vor ihm vielleicht auf dem Sopha ſitzt und mit dem er eben ſpricht, zu betrachten, beliebig anzuſehen, und ſich bei ihr noch verhaßter zu machen.

4.

Herr Doctor Schaff — ſo heißt der dicke Mann mit ſeinen ſchwarzen funkelnden Augen, wilden ſchwarzen, doch ſchon halb ergrauten Haaren, wiewohl er nicht viel über die Vierziger hinaus war, mit ſeinen dünnen Beinen, langen Fingernägeln, aber mit ſehr weißer feiner Wäſche, einem kleinen Kopfe und markirten Geſichte, — war vor Kurzem plötzlich in Dresden erſchienen, und in dieſer guten Stadt ein Gegenſtand allgemeinſter Aufmerkſamkeit geworden. Jedermann weiß, daß man dieſelbe hier leicht durch einen Knopf zu viel oder zu wenig an ſeinen Kleidern erregt, und daß man daſelbſt Eſſen, Trinken, Sprechen und Leben gern in aller Stille, und geſtern ſo wie heut, abmacht. Um wie viel mehr mußte Herr Schaff auffallen durch ſeinen Aufzug, mit den vielen gefüllten Taſchen, aus denen oft der

Stöpsel einer Flasche herausſah — durch ſeine raſchen Bewegungen, ſein lautes Sprechen, ſeine unverholenen, oft ſehr ſtarken, Urtheile, durch die Gewandtheit, mit der er die heterogenſten Bekanntſchaften machte und die Leute in ihren eigenen Wohnungen aufſuchte! Ja, hatte er nicht an öffentlichen Orten im Eifer des Geſprächs plötzlich ein Buch aus der Taſche gezogen und ſeinem Gefährten, der oft vor Verlegenheit ſchwitzte, lange noch laut vorgeleſen, wenn auch ſchon alle Gäſte, entrüſtet, aber ohne mehr als durch Flüſtern ihren Unmuth zu verrathen, zum Schaden des Wirthes fortgegangen waren? Hielt man ihn nicht deshalb für toll?

Aber ſehr geſcheidt war er — das ließen ihm Alle. Er war ungemein viel gereiſt, hatte die detaillirteſte Kenntniß in juriſtiſch-hiſtoriſcher Hinſicht, ſprach wie ein Buch von den alten Cenſus und Tribus, von Savigny, Gans und Niebuhr, — von der engliſchen freien Staatsverfaſſung, die er beſonders verehrte und deshalb Cunnings poetical works beſtändig in der Taſche hatte. Dabei lobte er ſehr Madame Schirmer, deren Bild als Iſabelle im Nachtlager zu Grenada auf ſeiner Stube hing, ſo wie Demoiſelle Veltheim und Herrn Devrient; er hatte faſt alle berühmte Schauſpieler und Sänger in ihren Wohnſtädten geſehen, ſchimpfte aber in einem Athem über den ungeſelligen Ton in Dresden, über die geringe Galanterie und Chevalerie unſerer jungen Herren gegen das weibliche Geſchlecht, dem ſie kaum aus dem Wege gehen, geſchweige ihnen im Theater Platz machen oder einen entfallenen Handſchuh aufheben. Ein ungemeines Dunkel lag über ſeinem eigentlichen Wohn-

ort, seinem Stand, seinen Verhältnissen; da er so frei sprach und Einige auch manchmal eine Handdruckerei bei ihm gesehen haben wollten, wurde er hie und da für einen berühmten, von den Regierungen verfolgten Schriftsteller gehalten; Andere indeß veranlaßten die ungeheueren Geldsummen, die er verschwendete, ihn gar für den abgesetzten König von Schweden zu halten.

Auf einmal verschwand er indeß plötzlich, und Niemand auser mir mag es wissen, daß er sechs Wochen auf seiner Stube, im Frühlingsentstehen, bei verschlossenen Fenstern und gesundem Leibe im Bette lag und Dekokte trank, um — sich ruhig zu machen. — Ich lernte ihn in dieser Zeit durch einen Zufall kennen; daher weiß ich, wie es vielleicht kaum noch einen Menschen geben mochte mit solcher Geistes- und Körperlebendigkeit und queckſilbernen Unruhe. Vierzig Jahre war er erst alt, aber achtzig hatte er wenigstens im Vergleich mit Andern gelebt! Denn wohl mochte er dieselbe Stunde viermal mehr und stärker durchleben, als andere Menschen. Ein ewiges Sprechen, Schicken, Schreien, Verbieten, Widerrufen — ein ewiges Packen, Kramen in seinen Büchern und Sachen, deren er, da er viermal mehr lebte, als Andere, wohl viermal mehr hatte, als selbst die reichsten Leute, trotz dem, daß er auf Reisen war. Seine Garderobe bestand unter andern aus sechs Mänteln, sechzehn Fracks, hundert und fünf und dreißig Paar Strümpfen und sechzehn Paar Stiefeln, von denen er indeß immer nur die schlechtesten trug.

Aber am Ende seiner Bettkur, die er bis auf die letzte Minute — so kräftig war sein Wille und Charak-

ter — treulich mit der größten Ruhe und Geduld ertrug, — nachdem er so abgemagert, daß er in seine weite Weste wohl zweimal hineinsteigen konnte, sprang er eben so rasch aus dem Bette, als er hineingestiegen war. In acht Tagen war die Weste, wie er mir zeigte, wieder ganz ausgefüllt, und kurz darauf trieb er nach wie vor an öffentlichen Orten mit seinen Schnupftüchern, Champagnerflaschen, Dosen, Stuhlumwerfen und Schreien, das alte Wesen; setzte sich nach wie vor an seine Hausthüre, fragte alle Vorübergehende nach ihrem Stand, Namen, Geschäft — handelte und zankte mit allen Kohlweibern auf dem Markte.

Er selbst war dem weiblichen Geschlechte gar nicht abhold, sie kosteten ihm sogar viel Geld; aber den Frauen, den gebildeten, mochte der Ausdruck von Unruhe und Unstetigkeit in seinen sonst so geistreichen Augen das Unheimliche seyn, was sie in seiner Nähe vor ihm zurücktreten machte; und alle wirklich bis in's Abenteuerliche gehende Liebe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt für seine Frau, die er bei sich hatte und welche er immer „mein Mädchen" nannte, der allein zu Gefallen er sechs Wochen im Bette ausgehalten hatte, — für ihn eine namenlose Qual, — konnte doch die Frauen nicht mit ihm versöhnen.

Eben erinnert mich meine Frau, ich möchte sie doch nicht so lange vor dem ganzen Publiko mit dem Manne an der Thüre stehen lassen, wie Sterne den Onkel Toby seine Pfeife ausklopfen, was dieser in dem einen Bande beginnt und erst im andern endigt; — ich lasse den Mann daher jetzt hereinstürmen.

„Reiſen Sie morgen mit mir nach Schandau?“ — rief er mir entgegen — „ich und meine Frau fahren hin.“

Ich zeigte, denn zu Worte, das ſah ich wohl, würd' ich ſo leicht nicht wieder kommen, auf meine Bücher.

„Kleinigkeit! — die nehmen wir mit; wo acht und ſechzig Bände im Wagen Platz haben, da werden es die Quärger doch auch.“

Einen Charakter, ſagt Heinſe im Ardinghello, kann einer ſo wenig erfinden, als Geld, — ich glaube, kein Kritiker meiner Kritik wird es mir verdenken, wenn auch ich, als zeitiger Novelliſt, mit meinem Charakter mich auf den Wagen ſetze und nach Schandau fahre.

Meine Frau zupfte mich beim Arme, winkte, blinzte, räuſperte, — was kümmert einen Schriftſteller ſeine Frau? — „Du fährſt mit, Herzel“ — ſagt' ich, und die Gute gehorchte ſtumm.

5.

Es wird mir's Mancher glauben, es iſt eine närriſche Empfindung, wenn man in einem ſo ſchwerfällig bepackten Wagen in die Welt hineinfährt, zumal wenn man aus demſelben kaum in's Freie hinausſehen kann, und der an alle Kiſten, Schachteln, Packete und Hauben dumpf anprallende Ton eines geſchwätzigen Reiſenden ihn erfüllt, durch den man kaum einmal durchdringt — ein treues Bild unſerer großen Literaturhalle! — mit hundert Schriftſtellern in der Taſche, die zu recenſiren ſind.

Draußen lag der herrlichſte Sonnenſchein über dem

noch einmal im Herbst sich emporrichtenden Frühling, der uns sein freundliches Bild gern in den kalten Winter hineingeben möchte; — mich rührte aber nichts, als von Zeit zu Zeit die Stöße und Püffe des Wagens.

Wir fuhren unsäglich langsam, einmal wegen unserer Schwere, zweitens, weil Herr Schaff nicht nur in Dresden zur Fürsorge einen Führer für die Reise in die sächsische Schweiz mitgenommen, der dem Wagen zu Fuß folgen mußte, sondern auch unterweges in jedem Wirthshause immer mehr dergleichen Subjekte engagirte, damit einer den andern und sie uns alle anführten. Als wir so gegen Abend uns der zwei Meilen von Dresden entlegenen Stadt Pirna näherten, zog schon ein ganzer Troß von Führern, die auf Kosten des Herrn Schaff, der das Lesepublikum gut vorstellt, lachten, zehrten und betrogen, hinter dem Wagen her.

Nicht weiter, als bis Pirna, konnten wir schon um deswillen blos gelangen, weil Herr Schaff in Dresden bis um eilf Uhr Mittags eingepackt hatte, und um fünf Uhr schon einkehren mußte, um seine Sachen mit Muße wieder gehörig abpacken zu können. Ich muß ihm auch das Zeugniß geben, daß er mit den nöthigen Verbesserungen des Einpackens, die er unterwegs vornahm, bald jene, bald diese Sache dorts und anderswohin placirend, bald stopfend, bald fester bindend, zeitig genug fertig war, um mit schön geordnetem Gepäck in Pirna einfahren, dann gleich nach dem Aussteigen das Abpacken wieder vornehmen und nach Herzenslust kommandiren, fluchen, geschäftig und eilig seyn zu können. Sämmtliche Führer wurden mit einquartirt.

So reiſte der Mann, ſo ging er durch's Leben.

Der Mann hatte ſechs Buch Schreibpapier zur Aufzeichnung ſeiner Gedanken und Bemerkungen auf einer achttägigen Reiſe mitgenommen; — aber da er acht und ſechzig Bände mit hatte, worunter der ganze Cicero, Byron's und Shakeſpeare's Werke, in einem Bande, ſtellte er dieſe den ganzen Abend zierlich in Reihen vor ſich auf; als er aber eines zum Leſen wählen wollte, verſank er von den ungeheuern Anſtrengungen des Tages in tiefen Schlaf.

Auch ich war ſo verwundert über dieſe mir bisher noch unbekannte Art von Thätigkeit, daß ich blos zuſah, nichts las, und vor einigen literariſch-ſatyriſchen Reflexionen zum Recenſiren füglich nicht kommen konnte.

Am andern Tage erſt, als der Wagen zwiſchen dem König- und Lilienſteine Nachmittags herumſchwankte (welche Felſenberge Herr Schaff, der während des Packens einen Blick durch das Wagenfenſter warf, mit Paſteten und Backzähnen ungebührlich verglich), kamen wir endlich zu einem Geſpräch, während deſſen er ſich den Schweiß immer aus dem Geſichte wiſchte. — Er hatte ſeine Noth mit meinen Taſchenbüchern, die nirgendshin recht paſſen wollten.

„Die Taſchenbücher überhaupt" — rief er — „ſollte der Teufel je eher je lieber holen!" — und damit warf er zu meinem Erſtaunen das Frauentaſchenbuch zum Wagen hinaus unter die Führer.

„Ihr werdet's bezahlen müſſen" — ſagte ich — „aber warum? —"

„Die Journale" — fuhr er fort, ohne auf meine

Frage zu antworten — „und die ſämmtliche Tageslitteratur dazu — wer die aufgebracht, hat ſich an der Welt ſchwer verſündigt!"

Das fuhr mir gewaltig in die Naſe; denn mein eigener Vater war's mit geweſen. „Euere Gründe, Herr" — ſagte ich — „Euere Gründe!"

„Kein Menſch" — erwiederte er — „lieſt mehr ein vernünftig Buch, ſeitdem ihm Einiges bequem in Fragmenten fragmentariſch zugebröckelt wird, daß er nur das faule Maul aufzuſperren braucht, damit eine Menge ſcheinbarer Weisheit ihm zum Halſe hineinfliege; heute ein Stück, morgen ein anderes von einem andern Torſo; und die unpaſſenden Glieder reiben ſich, wenn ſie in den Magen kommen, aneinander, unverdaut blähen ſie den Leib auf, daß der Kopf ganz gewaltig weh thut und das Gehirn dunkelt. Und unſere Schriftſteller fahren auseinander wie Spreu, flattern in einzelnen Liederchen, Sentenzchen und Novellchen und in ſo viel Diminutiven im Lande herum. So möchte es ihnen ſelbſt am Auferſtehungstage, wo jeder Autor ſeine Bücher in einem Prachtexemplare dem lieben Gott, auf die Frage: was er hienieden geſchaffen? wird vorzeigen müſſen, ſchwer werden, ſich zu ſammeln und zu faſſen; trotz dem, daß man heut zu Tage erſt ſämmtliche, dann ſämmtlichere, endlich ſämmtlichſte Werke herausgiebt, und jedes Hahnenei aus dem Miſte dazu zuſammenſucht."

„Unſere Journale" — ſagt' ich — „ſind entſchieden die Hauptveranlaſſung zur Errichtung der Schnellpoſten, die bekanntlich etwas ſchneller fahren, als unſer Wagen hier. Der lebendige Verkehr in Deutſchland aber wird

uns ſicher unſern verlornen Patriotismus wiedergeben! — Iſt's nicht prächtig, daß ich heute wiſſen kann, was ſie vor acht Tagen in Hamburg oder in Bonn über Gegenſtände der Kunſt, des Lebens und des Staats gedacht, geſagt, gethan? Läuft nicht jeder friſche Gedanke ſchon in drei Wochen in Deutſchland herum, und iſt jeder Witz und jeder Vorſchlag nicht ſchon in eben der Zeit wieder vergeſſen? — Was für ein Anreiz, Gedanken zu haben und Witze zu machen, Herr! — Sonſt brachte man höchſtens nach einem halbjährigen Winden durch Verleger, Drucker, Fuhrleute, Meſſen, Verſendungen, Emballage, Buchbinder, Pappe, Kleiſter und Schnitt ſeine Körnchen in großen Bänden, verlegen, alt und ſauer zu Markte. In dieſer Fluth erſoff manches Talent, das Jahre lang auf ſein Honorar und ſeine Beurtheilung oft vergebens wartete. Jetzt, Herr, wiſſen ſie es ſchon über vierzehn Tage in Peſth, daß wir heute nach Schandau fahren und beide ſolche geſcheidte Einfälle gehabt, und wir bekommen's obendrein bald bezahlt! und über acht Tage lobt uns vielleicht Herr Bleich in ſeinem Eremiten ſchon oder macht uns ſchlecht!"

„Aber die Engländer" — wendete Herr Schaff ein — „haben keine äſthetiſchen Blätter, und entwickeln ſich ſo ſchön!"

„Gerade die Engländer" — fiel ich ihm ſchnell in's Wort, um mir den Faden der Rede nicht wieder aus den Händen winden zu laſſen, mit triumphirender Miene: „ihre Literatur iſt wegen der Leichtigkeit ihres Verkehrs, wegen ihres Geldes, ſchon ſeit langer Zeit eine dicke Journaliſtik in Octav. — Sogar ihr Staatsleben be-

steht, wie ihr Geld, nur aus periodischem Papiere, in der Times, im Morning chronicle, der, ein ungeheures Blatt, auf welches der halbe Shakespeare gedruckt werden könnte, täglich herauskommt und den die Magd in den Händen hat, wenn sie im Gasthofe dem aus dem Parliament heimkehrenden Lord die Thüre öffnet. Unser ganzes Leben besteht heut zu Tage in der Literatur, die kräftig sich emporrankt, während der Staat als Maschine unbeachtet nebenbei hinkt. Aber unsere Journale können viel werden — darum sollten kluge Monarch —"

„St!" sagte Herr Schaff; — ich gedachte der Censur und schwieg. „Sonst kommt unsere Reise nicht nach Pesth" — sagte Herr Schaff.

„Man kann doch annehmen," — fuhr ich später, als der Mann durch erneute Thätigkeit am Sprechen gehindert wurde, zu meiner und seiner Frau zu sprechen fort, die beide aus Höflichkeit mir zuhörten, — „man kann doch annehmen, daß jeder Mensch im Durchschnitt während seines Lebens ein Paar originelle Ideen hat, die er weder zu verknüpfen noch zu einem Ganzen zu verarbeiten vermag, oder die er, wenn er's thäte, in eine solche Fluth wässeriger Gedanken versteckte, daß wir bis an den Hals im Wasser waten müßten, um die vielleicht noch glücklich obenauf schwimmenden Fettaugen zu erlangen. Aber so kann er das Auge allein nehmen, es in ein Magazin, wie die meisten unserer Journale sind, hineinstellen; da funkelt es allein wie ein Johanniswürmchen heraus, leuchtet, weckt, regt an, indem zufällig vielleicht ein Blick aus einer Seele darauf vorüberstreift, in der es etwas Großes entzündet, wie manches Wei-

berauge" — fügte ich galant, zu Herrn Schaff's Frau gewendet, hinzu. — „So fliegen dieſe Journale wie die Vögel umher, die auch die einzelnen Saamenkörner durch ihren Leib an ferne Orte zu weiterer Fortpflanzung führen; aus einem entſteht oft ein ganzer Orangenhain. — Und unſere Schriftſteller bilden ſich auch durch kleinere Verſuche, ſo wie unſere Novelle einer iſt, Frau; heut verlangt man ohnedies von der Minerva ſo viele Erudition, daß ſie ſchwerlich mehr mit einem Male aus dem Haupte des Jupiters ſpringen wird. Hören Sie, Herr Schaff" — rief ich, der eben auch ſpringen wollte, aber zum Wagen hinaus, und zupfte ihn an ſeinen Rockſchößen an der Wagenthüre —

„Was haben die Taſchenbücher mit den Journalen zu thun?" — rief er, ſchon hinausſpringend, zurück.

„Weil ſie den erſten Anlaß dazu gaben" — ſchrie ich ihm, erboſt über ſeine Unhöflichkeit, nach.

Aber jetzt hört' ich erſt den ungeheuern Lärm, der draußen entſtanden war.

6.

Ein groſſer Zank war nämlich unter den Führern ausgebrochen, die ſchon lange mir wie die nöthigen, unſerem literariſchen Wagen nachziehenden Recenſenten vorgekommen waren — ein Zank, der bei dem durch Herrn Schaff's Freigebigkeit vollauf geſpendeten Getränk eine Anſicht anzunehmen drohte, die man im gemeinen Leben bei Prügelſcenen zu erhalten pflegt. Wunderbar genug war der Urheber dieſer Disharmonie, die ſich nach den

Regeln des Contrapunktes mit Hülfe einiger, die übrigen blos schreienden Instrumente übertönender Wirbel, zu denen die Kopfhaut ein bequemes Trommelfell abgab, auflösen sollte, ein einbeiniger Kerl, der kaum im nüchternen, geschweige in seinem benebelten und begossenen Zustande aufrecht zu stehen vermochte. Es war ein dikker Mann in einer Husarenjacke und einem Stelzfuß, welcher der hohen Gnade, zur Belohnung seiner kriegerischen Thaten betteln zu dürfen, sich erfreute, der aber, als er von einigen Kohlweibern von dem freigebigen Auszuge des Herrn Schaff gehört hatte, einen Jungen selber zum Führer gemiethet hatte und unserm Wagen aus Spekulation nachzog, um Herrn Schaff wieder, in der mit seinem Jungen zu bildenden unitas personarum, zum Führer zu dienen. Da unser Zug so langsam ging, so war er ebenfalls mit uns zugleich in Pirna eingetroffen, und hatte sich humpelnd, keuchend, winkend und jubelnd unter die übrigen Führer gemischt, die ihn seiner Späße wegen duldeten. Er hatte aber unglücklicher Weise das von Herrn Schaff unter die Führer hinausgeworfene Frauentaschenbuch erwischt und es, wahrscheinlich blos aus ästhetischem und poetischem Interesse, eingesteckt. Aber die Andern kamen fast alle so gut wie er aus Dresden her, und hatten dort auch die große Liebe für Poesie eingesogen; das Getränk, das bekanntlich der Kunst und der Poesie so ersprießlich ist, hatte ihre Neigung noch mehr entflammt; so war es kein Wunder, daß sie um ein solches Produkt wie die sieben alten Städte um den Homer sich raufen wollten. Die Leute zusammen bildeten einen großen verworrenen Knäuel,

der ſich bald im Sande wälzte, die Köpfe nach dem Centrum gekehrt, mit den Beinen herausſtrampelnd, wie ein Sonnenkopf, aus dem zierliche Strahlen ausgehen; der Huſar bildete das Centrum. Dann wickelten ſie ſich aufrecht gehend, doch auch im Kreiſe herum, um den Mann, der fluchend und ſchimpfend, die Hände über der Bruſt gekreuzt, worinnen das corpus delicti ſtack, ſich mit einer Lebendigkeit, die man ihm kaum zugetraut hätte, wie ein Kreiſel umdrehte, und liſtiger Weiſe einem nach dem andern mit ſeinem ſpitzigen hölzernen Beine auf den Fuß trat, daß dieſer laut aufſchrie. Die Hauptſache war — denn ſonſt hätten ſie ſeiner gleich habhaft werden müſſen — daß ſie alle mehr als der Huſar betrunken waren und ihre Hände immer wieder von ihm abglitten; auch half ihm ſein Junge von Zeit zu Zeit. Aber er war doch eben im Begriff zu unterliegen, als es Herrn Schaff gelang, ſich Gehör bei dieſem rebelliſchen Chore zu verſchaffen. Lange Zeit hatten wir alle dieſen ächt plaſtiſchen Bewegungen zugeſehen, und, ſo ernſthaft Herr Schaff auch war, ſo mochte doch einiges Lachen mit ſeinen Antheil daran haben, daß er nicht eher als Schiedsrichter mit ernſter Amtsmiene dazwiſchen trat. Er ſchlichtete den Streit nun dadurch, daß er die Kupfer aus dem Buche heraustrennte, ſie, ſo weit ſie reichten, vertheilte, und, wie billig, dem äſthetiſchen Huſaren die Erzählungen und Gedichte, die er ſo wacker vertheidigte, überließ. Er dankte auch ächt militäriſch, wiewohl Einige ſcheele Seitenblicke nach den Kupfern bemerkt haben wollen, um welche es dem wackern Krieger mehr zu thun geweſen wäre, da ſeine Liebe zur plaſtiſchen Kunſt, in Rückſicht

einiger Bilderhändler an den Straßenecken, mit denen er gern einen Grosshandel anknüpfen wollte, die zur poetischen in etwas überstieg.

Nachdem dieses kleine Hinderniß beseitigt war, fuhren wir, wenn auch unter vielem Lärm, doch ungestört weiter, und langten, spät in der Nacht zwar, doch wohlbehalten in Schandau an.

Wir hatten beschlossen, den Rückweg über Hernischkrätschen — und von da auf das Prebischthor — zu nehmen, und ich, von dem wunderbar schönen Wetter angezogen, hatte beschlossen, doch wenigstens einige Zeit die Natur zu genießen, was in Herrn Schaff's Begleitung, wie mich nun eine bereits zweitägige Erfahrung gelehrt hatte, unmöglich war. Deshalb beredete ich den rüstigen Herrn, mich und meine Frau mit einer kleinen Gesellschaft, die sich hier vorfand, am andern Tage früh allein voraus zu lassen, und uns mit seinen Führern und seinem Gepäck auf dem Prebischthor einzuholen, wo wir seiner zu harren versprachen.

Ein herrlicher Morgen, fast noch halbdunkel und nebelig, doch einen klaren Tag versprechend, fand die Gesellschaft schon in einem Kahne, der schnell aufwärts gezogen zwischen den dunkeln Tinten, die auf den hier und da heraustretenden Bergen lagen, auf dem stillen Strome uns sehr bald in das Dorf brachte, von wo die muntere Gesellschaft sogleich den großen schönen Grund nach dem Prebischthore zu hinaufwandelte, um wo möglich das Herausbrechen der Sonne droben noch zu genießen, und froh in der stillen Einsamkeit sich der großen Umgebungen und der neuen Bekanntschaften zu erfreuen.

Romantiſch traten oben aus dem Nebel die kleinen Häuschen des Wirthes, die wie Schwalbenneſter an den Felſen klebten, heraus, und müde vom Gehen, angegriffen von der friſchen zehrenden Morgenluft, traten Alle in die netten Häuschen hinein.

7.

Während die Geſellſchaft in dem kleinen Hauſe, das ſie vor der kalten Morgenluft, welche die Wangen etwas zu roth gemacht hatte, ſchützte, böhmiſchen Harfenmädchen und deren gemüthlichen Volksliedern zuhörte, ging ich hinaus, um unter dem Prebiſchthor über die einſamen Felſenmaſſen hinüber zu ſchauen. Erſtaunt hörte ich plötzlich laut die Worte aus Göthe's Fauſt ſagen:

„Auf! bade, Schüler, unverdroſſen
Die friſche Bruſt im Morgenroth!“ —

und, um den Felſen herumtretend, ſah ich einen Mann in einem grauen Mantel, den Rücken mir zugekehrt, der auf einem Blätterlager an einem eben verglimmenden Feuer auf dem Felſen ſaß und ſich mit einem Span eben eine kurze thönerne Tabakspfeife anzündete, deren Rauch er in den Morgennebel hinausblies. Als er meinen Tritt hörte, drehte er ſich langſam um, und aus einem rothen, friſchen, trotz der koloſſalen Mannszüge bartloſen Geſichte blitzten mir ein Paar große braune Augen entgegen.

„Nehmt an meinem Kohlfeuer Platz, Herr,“ — ſagte er, ohne meinen Gruß abzuwarten — „die Luft iſt kalt, die Blätter ſind zwar berhaut, doch aber immer wärmer als der kalte Felſen.“

Er ſah mich dabei aufmerkſam in's Geſicht, das ihn in etwas beſonders zu intereſſiren ſchien.

„Ich komme eben vom Iſarkamme" — fuhr er fort, als ich nach kurzem Gruße neben ihm Platz genommen — „und aus dem Rieſengebirge;" — dabei ſtemmte er den Arm auf und wandte mir ſein Geſicht zu, in dem bei dieſer Rede die Augen einen noch größern Glanz zu bekommen ſchienen. — „Ihr habt wohl auch einmal den faulen Alp von Euch geworfen, der den Menſchen ſo oft, ſo ſehr ſich ſein Inneres von Zeit zu Zeit dagegen ſträubt, in die tägliche Alltagswelt wieder zurückdrängt! Seyd Ihr auch, wie ich, zum erſten Male den Gebirgen zugegangen? Was für ein Leben! — Ihr lächelt vielleicht über mich" — fuhr er fort, als ich ihn etwas verwundert und wie ſcheu anſah — „aber" — hier bekam ſein ganzes Geſicht einen Ausdruck der Wehmuth und eine Thräne trat ihm in's Auge, die in dem kräftigen Geſichte ein unnennbares inneres Weh verkündete — „aber weſſen einzige Erinnerung aus einem beinah dreißigjährigen Leben ein Sonnenuntergang hinter der Bürgerſchule in Leipzig iſt, den er in der Kindheit einmal ſpät geſehen — dem iſt jeder Berg ein Himmel."

„Ihr ſeht mitleidig" — ſagte er nach einer Pauſe und ſein Geſicht ſtrahlte von Freude, als ich tiefgerührt und ſtumm den am fernen Horizont aufſteigenden, von der Morgenſonne roth gefärbten Wölkchen, die ſich wie ſpielende Engel ausnahmen, entgegenſah — „jetzt war ich auf dem Gebirg — und einen Mantel hab' ich endlich auch errungen!" — Er ſchlug ihn maleriſch um ſich, wie ein Schotte ſein Plaid. — „Habt Ihr jemals in

Dresden die Slavonier in der katholiſchen Kirche, ihre ſchmutzigen zwillichnen Kittel über der Schulter, an den Säulen lehnen ſehen? Wahrlich alle Herrlichkeiten des Luxus um ſie herum verſchwinden vor dieſen Bergſöhnen, aus deren Armuth, Flecken und Schmutz mehr Adel, Stolz, Hoheit und Glück hervorſieht, als" — hier lächelte er und ſeine angegriffenen Zähne ſprachen wieder wehmüthig — „als ein hoher Expeditioner hat, der Sonntags mit Weib und Kind, in Frack, Nankinbeinkleidern und Strohhut, und einem Korb mit Zwieback, auf den Hegereuter zieht! — Und ſo glücklich, wie jene Männer, hoffe ich doch noch zu werden!"

In dem Augenblicke brach die Sonne durch den Nebel, der die Höhen umzogen hatte — ein rother Schein lag auf dem Prebiſchthor, und auf dem Blätterlager glänzten lieblich die Thautropfen. Der Fremde ſtand auf, entblößte ſich die Bruſt, ſtreifte von einigen Haidekräutern, die am Felſen ſtanden, den Thau und wuſch ſich damit die ſtarke kräftige Bruſt. Sein ganzes Weſen bekam dadurch etwas Hohes, er trat ſtark auf den Felſen auf, daß die Hallen widertönten — nur hatte der Tritt etwas Klapperndes, Schleifendes, und ich ſah, daß dies von ſeinen Stiefeln herkam, deren Sohlen den Boden wie eine Zunge leckten. — Er bemerkte meinen Blick.

„Heimathlos zieh' ich freilich jetzt noch umher" — ſagte er, und trat an die äuſſerſte Spitze des Felſens; — „ſelten kann ich mit dem Wirthe eine ordentliche Rechnung machen. Auf dem Iſarkamme verkaufte ich Abends um ein Nachtlager ein Paar Beinkleider, aber in Seb-

nix mußte ich dem Wirth gar meinen ganzen Torniſter laſſen, worin ein Koran, Shakeſpeare's Heinrich der Vierte und ſchöne Specialcharten waren."

Ich hatte faſt ſchweigend die Geſprächigkeit des Fremden mit angehört, und nur von Zeit zu Zeit durch einzelne Worte das Intereſſe, das ich an ihm nahm, kund gegeben — erſtaunt und erfreut zugleich, daß mein Weſen ihm ein ſolches Zutrauen zu erwecken ſchien, wiewohl ich erſt nachher erfuhr, warum? Aber die Erwähnung der letztern Bücher ſetzte eine ſolche Bildung voraus, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine Verwunderung auszudrücken, daß er mit dieſen Kenntniſſen, die ihm eine ſo bedeutende Stellung anwieſen, in einer ſolchen Lage ſich befände.

„Ich leſe" — antwortete der Fremde — „und habe immer geleſen, weil meine Lage mir nicht erlaubte, zu thun. Meine Seele ſträubte ſich immer gegen die Herz und Geiſt einzwängenden Formen unſeres gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, das ich verachte gegen das Leben der Bergvölker und das der Alten — dieſer ewigen Alten vom Berge; und einen Gelehrten gar, mit ſeinem ſchleichenden, ſtyenden Leben, haſſ' ich eben ſo wie die Pudel, die auch immer ihre Gefährten ſind, im Vergleich zu einer neufundländiſchen Dogge. Darum ward ich nichts, und vertrauerte doch mein verfehltes Leben in Unthätigkeit, Reſignation und ewiger Sehnſucht aus dem flachen Lande, das mich gebar."

„Immer wollt' ich hinaus" — fuhr er fort und trat vom Felſenvorſprung zurück — „auf das Meer, in die Schlacht, oder dem Ruf des Jagdhornes im grünen

Tannenwalde folgen — aber mein früher gedrücktes Leben und der Kummer hat meine Zähne, meine Augen abgeſtumpft, meine Glieder erſchlafft und ihnen die Gelenkigkeit gelähmt.“

„Aber Euer volles Geſicht“ — erwiederte ich — „Euere Muskelkraft —“

„Kummer und Seufzen“ — entgegnete er lächelnd mit Falſtaff — „blaſen den Menſchen auf wie einen Schlauch!“

„Doch laßt das!“ — ſagte er ernſter. „Wollen wir uns doch den ſchönen Herbſtmorgen nicht verderben. Von drinnen tönt die Harfe ſo lieblich heraus, und die Morgenwinde tragen die Töne über das Land nach der Rieſenkoppe — und beleben die Einſamkeit der Felſen und Berge, aus denen ſonſt nur die Axt eines Holzhauers oder der Ton eines erſchreckten Rehbocks ſich hören läßt. — Hab' ich doch obendrein einen unruhigen Schlaf hier oben gehabt — phantaſtiſche Träume, die ſo wenig mit dem hellen klaren Naturwehen, das ich hier oben einzuſaugen hoffte, ſich vertragen! Geſtern Abend bettete ich mich darum hier heraus, um wie Giannozzo in den freien Lüften in ſeinem Siechkobel zu ſchlafen, und das Feſt des erſten Feuers, das nach Hippel jeder Menſch jedesmal begeht, wenn er wiederum in ein ſolches hineinſchaut, zu feiern. — Wunderbar genug war der Freund, den man ſo gern ſonſt in's Freie mit ſich hinausträgt, und an deſſen Klarheit, Friſche, Innigkeit man ſich ſo gern erholt, an den böſen Träumen Schuld — Wilhelm Müller.“

„Wilhelm Müller?“ rief ich erſtaunt.

„Seine Debora in der Urania" — ſagte er, und holte zu meiner Verwunderung das Taſchenbuch aus ſeinem Mantel hervor. „Ein Freund in S. . . . hat es mir geborgt, und ich tauſchte es — gegen den Koran ein. — Ich führe" — ſagte er wie ſich entſchuldigend — „gern immer etwas zu leſen mit mir. Nun hat es mir die ſchöne Nacht verdorben!"

„Müller war aber immer der Sänger unglücklicher Liebe" — ſagte ich:

„Wo ein treues Herz in Liebe vergeht,
Da welken die Lilien auf jedem Beet,
Da muß in die Wolken der Vollmond gehn,
Damit ſeine Thränen die Menſchen nicht ſehn —
denkt nur an ſeine Müllerlieder!"

„Wehmüthig — freilich!" antwortete der Fremde; „aber doch lag in ſeiner Friſche, in ſeiner unverdorbenen Liebe zur Natur ein ſolch' poetiſcher Troſt; der helle klare Bach, welcher den Geſellen gelockt, ſingt ihm ein ſolch' herrlich Wiegenlied, daß man gern zu ſolchem Schlaf ſich zu ihm legen möchte! Und dann:

Ihr Blümlein alle, heraus! heraus!
Der Frühling iſt kommen, der Winter iſt aus!"

„Aber in ſeiner Maria — Ihr erinnert Euch doch ihrer aus den Waldhornliedern?" — ſagte ich —

„Tauſt denn die Thräne nicht?

liegt eine nähere und tiefere Andeutung von einem harten Weh, das ihn früher einmal getroffen zu haben ſcheint."

„Und das iſt's eben" — rief der Fremde — „was in der Debora zum Geſpenſt und zum Spuk wird! Die

Debora iſt jene Maria; es ſind ſogar dieſelben Verſe dort angeführt:

Maria möcht' ich gern dich nennen" —

Juden- und Chriſten-Mord, Inquiſition, myſtiſcher Bilder- und Tempel-Dienſt, eine unheimliche Perſon, der alte Marquis, der den Ariſtokratismus adeln ſoll, römiſcher Carnaval mit Doppelgängern, wie in Hofmann's geſpenſtiſcher Brambilla — treiben ihr dunkles unklares Spiel. Es iſt, als wenn dieſe unglückliche Idee wie ein Alp Müller's ganze friſche Eigenthümlichkeit hier niedergedrückt hätte! Ihre Einwirkung geht ſo weit, daß die Hauptperſon einer der gehaltloſeſten Charaktere iſt, der dem Myſticismus der Zeit endlich auch in einem Kloſter huldigt, und den nicht die loſeſten Bande mit den übrigen Perſonen zuſammenknüpfen, ſo wenig, wie die lange Einleitung in Berlin zu der übrigen Erzählung gehört. Mich ergreift ſo ſehr unangenehm jedes, namentlich geiſtig Kranke in einer Menſchennatur, zumal, wenn es eine ſonſt ſo geſunde und friſche überfällt — darum mein böſer Schlaf."

„Aber ſollte er ſich denn ſo ganz diesmal verläugnet haben?"

„O! in einzelnen Anklängen findet man ihn allerdings wieder; wie in dem grünen Blatte in der Bibel, das im Traume des Doctors in den Rhein zum Felſenriff fällt, an dem der Becher des Königs von Thule hängt."

„Jammerſchade" — fiel ich ihm in's Wort — „wäre es, wenn auch Müller, wie Kleiſt und Novalis, ſo ſich unterſiechte *).

*) Dies wurde vor ſeinem Hinübergang geſchrieben. Man

„Meine Stimmung" — fuhr der Fremde fort, den das Geleſene zu ſehr zu beſchäftigen ſchien, um ſich darüber nicht auszuſprechen — „meine Stimmung ward heut noch mehr verſchlimmert, als ich die böſen Träume der Nacht verſcheuchen wollte durch den friſchen Herbſtmorgen und die Weltgeſchichte, die uns in dieſer kräftigen Jahreszeit am meiſten ergreift, beſonders wenn ſie von Schlacht, von Mannesthat und Roſſeshuf erzählt. Mir war's ſo lieb, eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege: der Ring, von Tromlitz, den ich ſo rühmen höre, dicht hinter der Debora zu finden. Aber hier war wieder nach einer, allerdings lebendigen und charakteriſtiſchen, Introduction eine gewöhnliche Liebesgeſchichte, und auch mit dem nöthigen Spuk, mit Gräbern, Todten, Schickſalsringen und anderem Unfug der Zeit. Ganz fern bleibt ſpäter die große Weltgeſchichte; in die Zeit, in die ihr eigenthümlichen Charaktere, thun wir nachher keinen bedeutenden Blick mehr. Nur Tilly's Tod, der durch den einzelnen beſtimmt angegebenen Mann vollbracht wird und ſich dadurch anſchaulicher und eindrucksvoller aus der großen Maſſe durch die Geſchichte allgemein erzählter Ereigniſſe hervorhebt, iſt der einzige bedeutende Moment. Und beſonders verletzt hat mich die Zeichnung Guſtav's. Wenn auch die Poeſie, wenn ſie die großen Menſchen beleuchtet, auch das Menſchliche an ihnen enthüllt, — die oft ſehr menſchlichen Motive der Handlungen entdeckt, — ſo war Guſtav doch nicht; das fühlt Jeder auf ſeinem Denkſtein bei Lützen, daß ihn

ihm droben eine, nicht mit Thränen, ſondern mit himmliſchem Thau getaufte, Maria entgegentreten!

nicht erſt ein Blitz, obendrein aus blauer Luft, daran hätte erinnern müſſen, Landshut für Magdeburg nicht zu verbrennen. Nur einmal iſt das kriegeriſche Erwachen des Morgens im Lager friſch und gut gezeichnet, dafür rinnt auch ein andermal einem des Nordlands Eis durch die Adern!"

„Däucht Euch nicht auch," — ſagte ich — „es ſey ein recht erfreuliches Zeichen der Zeit dies Hineinleuchten und Hineindringen der Poeſie in jede Wiſſenſchaft, und beſonders in die Weltgeſchichte? Ich halte das für ihre größte Aufgabe, für ihre edelſte Beſtimmung; denn die Weltgeſchichte ſelbſt iſt nicht ſowohl das größte Epos, ſondern ſie giebt nur den Stoff zum größten, wenn die Poeſie ſie dazu macht. Sagt nicht ſchon Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt, daß der Dichter und Geſchichtſchreiber darin ſich von einander unterſcheiden, daß jener erzählt, was geſchehen, dieſer, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene geweſen; daß darum auch die Poeſie philoſophiſcher und nützlicher ſey, als die Geſchichte?"

„O dies Epos" — rief der Fremde — „würde ein Menſch ſchreiben können, der die Eigenſchaften unſerer größten Deutſchen in ſich vereinigte, die das Schickſal bis jetzt dazu beſtimmt zu haben ſcheint, in jedem Einzelnen eine einzige große vorwaltende Kraft iſolirt darzuſtellen; — ein ſolcher, der Leſſing's Kunſtſinn mit Jean Paul's heiliger Natur- und Herz-Verehrung, und ſeinem und Jacobi's Sinn, mit dem ſie das Kleinſte des innern Menſchen an ihre Bruſt legen; Herder's große, weite, philoſophiſch-poetiſche Umfaſſungsgabe mit Luther's heiliger Unerſchrockenheit und dem felſenfeſten Glauben;

Schiller's ewiges unermüdliches Streben nach Oben, mit dem er dem himmelanstrebenden Genius des Ruhms von Hannibal Carracci gleicht, mit Göthe's plastischem Darstellungstalente vereinigte. Und ich glaube fest, daß, bekommen wir eine thatkräftige unbedingt freie Zeit, ein solcher Messias unter den Deutschen kommen wird, der auf seiner Weltgeschichtsharfe, anders als Shakespeare in der beschränkteren Dramenwelt, den Ton wenigstens finden und angeben wird — daß tausend Homeriden ihm dann nachsingen, und wir eine Ilias der ganzen Menschheit bekommen werden."

„Theilweis" — sagt' ich, mit immer größerer Liebe zum Fremden — „ist wohl schon daran geschrieben worden."

„Ja! aber es sind Versuche zur Schöpfung, mißlungene Embryone, wie sie die alte Urkraft manchmal hervorgebracht haben mag, ehe sie mit der großen, glänzenden, göttlichen Welt niederkam. Einzelne Stücke sind's, wie nach der Meinung der alten französischen Philosophen einzelne Magen ohne Munde, Füße ohne Köpfe, Hände ohne Arme, unvollkommene Organe jeder Art zerstreut auf die Welt kommen und sich nachher von selbst zusammenfügen. Könnte Einer jetzt ein Werk, wie Herder's Philosophie der Geschichte, Steffen's Anthropologie, Walter Scott's Romane, Segur's Napoleon, Washington Irving's Skizzen, den Siebenkäs, Rousseau's Emil, Göthe's Faust und den Don Quixote zusammensetzen und verschmelzen, oder im Geist dieser Aller eine einzige Begebenheit der Geschichte bearbeiten — ich wollte ihn anbeten, den Mann! O hätt' ich nur den Segur da!"

„Und wißt Ihr" — fuhr er plötzlich zu mir gewandt fort — „wißt Ihr, warum ich so mit Euch rede, wie mit Niemandem noch auf der Welt? Ihr habt eine Aehnlichkeit in Euern Zügen mit einem Manne, den ich in Ermangelung eines Größern am meiſten ehre, weil er in einer weichen Zeit thatkräftig wie ein Koloß daſteht; — Ihr ſeht einem großen Feldherrn etwas ähnlich!"

„Darauf ſolltet Ihr weniger geben!" — erwiederte ich. — „Es gab Lumpe genug, die großen Sebaſtianen ähnlich ſahen und jämmerlich klein waren; aber geſagt hat mir's Mancher ſchon, und ich verdanke dieſer flüchtigen Aehnlichkeit eine bedeutende Wendung meines Lebens; ich erzähl's Euch wohl bei Gelegenheit. Nur das eine ſagt mir noch," — meine Freude über dies Recensiren ohne mein Zuthun ſchwach verbergend — „war in der Urania nichts, was Euch anſprach?"

„Wohl," — erwiederte er — „Giannetto der Afrikaner, von Borromäus Miltitz. Eben hatte ich das Buch zugeſchlagen, als Ihr mich jene Worte aus dem Fauſt ſagen hörtet. Da iſt Friſche und Lebendigkeit! Die Introduction namentlich gehört zu dem Lebendigſten, was ich noch geleſen; ſie iſt beinah ſo ſchön, wie die in Tieck's Aufruhr in den Cevennen. Durch das Ganze hindurch hat mich die kräftige Natur Giannetto's recht geſtärkt, wenn auch ſpäter zu viel Geſchichtliches blos erzählt iſt, namentlich gegen die Erwartung, die der Anfang erregt; doch der Ton der ſüdlichen Novelle, wie in denen Vega's, des Cervantes, iſt ſehr getroffen. Man hat halborientaliſche Bilder, wie: „die Augen des Roſſes

gleich einer Quelle im dunkeln Schatten.“ Eben ſo glücklich iſt die Wahl des Schauplatzes. Dort iſt in der Wirklichkeit ſo ſchnelles Steigen und Fallen des Glücks, daß der Dichter, der ein Leben ohne wahre Liebe und voll Ehrgeizes anſchaulich machen will, ſeinen Helden eine Reihe von wechſelnden Verhältniſſen natürlich ſchnell durchgehen laſſen kann. — Wunderbar hat mich dieſer männlichen Kraft und Rauheit gegenüber die ſo unſäglich ächt weibliche Erſcheinung der Miſida ergriffen, die nicht Gattin, nur Geliebte ſeyn will. Solche Naturen werden von unſern Dichtern ſo ſelten dargeſtellt, und in ihnen offenbart ſich doch das Weib am reinſten und natürlichſten, das nach den Staatsverhältniſſen und nach allen von der äußern Ehre abgeleiteten Begriffen nichts fragen, und ſeiner Beſtimmung nach nichts, als lieben ſoll. — Ich glaube wohl, daß in der Wirklichkeit oft ſolche Weſen gefunden werden.“

„Sie werden gefunden!“ — rief ich faſt zu begeiſtert aus; — „ich ſelbſt hatte eine Miſida. — Hört Ihr die Harfe wieder drin, welche in mir die Erinnerung an das Entſtehen meiner Liebe ſo mächtig aufregt? O! welch' beſſeres Morgengebet könnten wir verrichten, als wenn ich Euch von meiner Miſida erzählte?“

Der Fremde zündete ſich erfreut ſeine kurze Thonpfeife an; wir legten uns näher aneinander, und ich begann:

„Es war gerade am elften März, glaub' ich, als plötzlich der Winter, der felſenfeſt auf uns gelegen, vor den erſten Frühlingswolken floh. Schon des Morgens, als ich aufgegangen war und von allen Dächern der Häuſer die

Tropfen immer ſchneller herabfielen, hatte mir ein Mann in dürftigem Rock und blaſſem Geſicht freudig entgegen gejubelt: o jetzt wird's wieder warm! mir, der ihm ganz fremd war. Aber Nachmittags hatte es mich den von den Bergen unaufhaltſam herabſtrömenden Bergwaſſern entgegen nach den Anhöhen von Räcknitz hinaufgetrieben, um dem göttlichen Walten der alle Banden ſprengenden Natur über dem Elbthale zuzuſchauen. Um durch eine Beſchäftigung das gewaltſam ahnungsvolle Toben in der Bruſt zu hemmen, das der Frühling ewig in uns erregt, der uns mit goldumſäumten auf fernen Bergen liegenden Wolken umgibt, und mit in der Abendſonne ſtrahlenden Schlöſſern, aus deren hellumglänzten Fenſtern Mädchenaugen ſehnend nach uns ausſchauen, ſpielte ich eben mit den Füßen in einem ganz kleinen, von einem Feldſtein zum andern fallenden, Waſſerbächlein, räumte die hemmende Erde und die kleinen Steine hinweg — als plötzlich mehrere Kanonenſchüſſe an mein Ohr drangen. — Der Frühlings-Kanonendonner! der Elbaufgang! die Frühlingswaſſer! rief ich laut und ſtürzte athemlos zurück, um dieſer Frühlingsfeier beizuwohnen, die mich immer das Poetiſcheſte dünkte unter allem, womit eine reiche Natur die Einwohner Dresdens beſchenkte."

„Auf der Brühl'ſchen Terraſſe fand ich ſchon eine freudig wogende Menge, die nach dem lange trennenden Winter zum erſten Male ſich hier wiederfand. Die Freude hatte Alle gleich gemacht; Alt und Jung, Vornehm und Gering, Fremdes und Einheimiſches, Alles kreuzte im freudigen Getümmel unter einander umher, und fühlte, daß der Himmel einen Jeden mit dem gött-

lichen Frühlinge beſchenke. Der Don Juan war kurz vorher mehrere Male gegeben worden, und die hohe Geſtalt des Comthurs, der an der Terraſſen-Treppe nach der Brücke hinüber ſah, der Don Juan mit ſeinen pechſchwarzen blitzenden Augen, alle in die weiten italieniſchen Mäntel gehüllt, erhoben in mir noch weit mehr das freudig begeiſterte Herz. — Aber zu feſt hielt die ſtarke Eisdecke, immer wollte ſie ſich noch nicht auseinander drängen laſſen, ich wollte eben getäuſcht und mißmuthig nach Hauſe gehen — als plötzlich eine helle, klare und weiche Mädchenſtimme an mein Ohr drang. „Komm hieher, Anna!“ rief es. Ich wandte mich um und gewahrte ein ungemein kräftiges Profil, und hellbraune Locken quollen von einer hohen runden Stirn unter einem ſchwarzen Hut hervor. Es war eine ſchwarzverhüllte Mädchengeſtalt, die mit ſauber geſchürztem Kleide die weißen Füße über die Schneewaſſer hin zu ſetzen verſuchte. Sie wandte mir einen Augenblick lang ihr feines bleiches Geſicht zu, und vor einem Paar groſſer und hellbrauner Augen ſchlugen die langen Wimpern ſchnell ſich wieder nieder. Weit flatterte im Winde der ſchwarze Schleier vom Hute, und als ſie das Trockene erreicht, eilte ſie mit ungemein heftigen und haſtigen Bewegungen, bei denen das braune Pelzfutter hinter ihr zurückſchlug, davon. Unentſchloſſen, wie man in ſolchen Augenblicken immer iſt, ſtürzte ich erſt nach einigem Zögern der Erſcheinung nach, die aber bereits in der Menge verſchwunden war. Eine Fremde mußte es ſeyn, denn ihre Sprachſtimme klang ſo rein und voll, es war nichts von dem Ziehen und Dehnen unſerer Dresdener Schönen — verdrießlich eilte ich nach Hauſe.“

„Es war ſchon lange zehn Uhr vorbei, als endlich der Donner vernehmlicher hallte und das endliche Aufbrechen des Eiſes verkündete. Mich ließ die wunderbare Aufregung des ganzen Tags nicht ſchlafen, und nach einer Stunde unruhigen Umherwälzens im Bette ſtand ich wieder auf und eilte auf die Terraſſe. Ein unendlich erhabenes Gefühl zog in mich ein, als ich in der rabenſchwarzen Nacht von fern ſchon die ungeheuern Waſſerfluthen rauſchen hörte, die den Frühling auf ihrem Rükken von den Bergen zu uns hertrugen. Feenhaft lieblich glänzte in die Waſſer die hellerleuchtete Brücke hinein; aber beſonders maleriſch ſpiegelten ſich die kleinen Laternen, die in dem einen Brückenbogen hingen, um an dem Meſſer die Zolle der ſteigenden Fluth erkennen zu laſſen. Dieſer Bogen bildete faſt eine erleuchtete Felſenhöhle, die wie eine Feenwohnung erſchien. Immer mehr lockten die Lichter, immer lebendiger gab ſie das Waſſer zurück, und, da die Luft ſo lau, eilte ich, faſt gewaltſam zu ihnen hingezogen, der Brücke zu, mich in dem Bogen auf die Bank ſetzend. — Ihr wißt wohl, was in ſolcher Umgebung, nach ſolcher Aufregung, in ſolcher Stunde der Menſch für wunderbare Gedanken haben kann; wie uns Träume da befallen, die wir ſchwer vom Wachen zu unterſcheiden vermögen. Mir war, als ſänge jede Welle um mich her. Ich weiß nicht, wie es kam, aber bald lehnte ich mich auf die andere Seite, wo ebenfalls ſolche Laternen hingen, über das Brückengeländer und ſah immer gedankenvoller in die Fluth hinein. Dort iſt, wie Ihr vielleicht wißt, das Dresdener Wahrzeichen, das Elbmännchen, eine Figur des Brückenerbauers nach

der Sage. Es dauerte nicht lange, ſo ſchien mir das Männchen ſich zu regen, mit den Augen zu funkeln, mit den Händen zu drohen; kurz darauf ſchien es ſich von der Brücke abzulöſen, auf den Waſſern zu ſchweben und die Fäuſte nach mir zu ballen. Es war, als wenn es mir den Eingang wozu verwehren wollte; aber trotz Allem ſchienen mir die Wellen immer lieblicher zu tönen, immer freundlicher zu locken; Augenblicks darauf däuchte mich, auch ich ſey in der Fluth, trotz dem Gekreiſche des Männchens. O wie lieblich umklang mich dieſe kryſtallene Welt! Mir war, als ob die Waſſer alle alte Geſtalten der Sage und der Vergangenheit aus dem Rieſengebirge mit ſich trügen, die vom Rübezahl entführte Emma, kleine liebliche Zwerge, die mit Blumen ſpielten, welche der Frühling noch erzeugen ſollte — mir war, als ob ſchon die Geſtalten dahin ſchwämmen, die der Frühling in der Bruſt der Dichter wecken würde: blonde Jungfrauen, ſilbergelockte edle Greiſe in alten Coſtümen, ritterliche Jünglinge mit Schwert und Zither — mir war, als ob die Seelen ankämen, welche in die Blüthen und Blumen des Jahres einziehen, die Seelen, die in den Tönen der Komponiſten fortleben und die Menſchen umwallen ſollen! Bald aber ſtieß ich mit dem Fuß auf etwas Hartes; es war wie der Eingang zu irgend einem Tempel. Eifrig wollt' ich hineindringen, als das Elbmännchen mit den drohendſten Geberden, mit dem durchdringendſten Geſchrei mir ſich entgegenſtellte. Erſchrocken wich ich zurück, weil mir vor dem unheimlichen Weſen zu grauſen begann — da fand ich mich wieder auf der Brücke, in meinen Mantel gehüllt, ſitzend. Stürmiſcher

rauſchten die Waſſer, matter glühten die Lampen — da tönte von Neuſtadt herüber die Brücke entlang eine himmliſche Altſtimme, die ſich in der Nacht allein wähnen mochte; der Geſang war ſo hell und klar, daß ich deutlich folgende Strophe verſtand:

Wenn Sternlein ſo blinken,
In dir zu verſinken,
Zu ſinken in's heilige Aug' dir hinab;
Im Frühlingsverſiehen
An dir zu vergehen,
Welch' himmliſches Leben, welch' ſeliges Grab!
Doch ewig ſo ferne,
Wie droben die Sterne,
Und ſchauſt doch ſo lockend, ſo ſehnend mir zu!
Nie ſtillſt du das Sehnen,
Nie trockneſt du Thränen
Und wehſt doch ſo ſehnende Träume mir zu!

Die Melodie war die des bekannten Beethoven'ſchen Walzers." —

So weit war ich mit meiner Erzählung, welcher der Fremde, freundlich und aufmerkſam zwar, aber eben ſo verwundert zugehört hatte, als ich Anfangs ſeiner Redeweiſe: — da ſtörten uns Lärm und Geſchrei von unten auf. „Wir müſſen abbrechen!" — ſagte ich zu ihm. „Das wird der Doctor Schaff ſeyn mit ſeinen Führern und Recenſenten; der Mann läßt mich einmal keine ordentliche Novelle zu Stande bringen. Begnügt Euch daher heute mit dem Dresdener Eisgange. Sollte ich Euch von meiner Niſida auch nichts weiter erzählen

können, so sollt Ihr doch von dem Elbmännchen noch etwas wenigstens vernehmen.“

8.

Herr Schaff (denn natürlich war er's) hatte endlich alle seine Führer bepackt, und jetzt sah ich wirklich ein, daß er alle sechzehn nöthig hatte; denn auch die Fußwanderung hatte er angetreten mit seinen acht und sechzig Octavbänden, seinen sechs Buch Schreibpapier, seinen Tüchern, Messern, Scheeren und Flaschen. An der Spitze des Zuges schritt er selbst einher, in einem blauen kalmuckenen Oberrocke über einem schwarzen Frack und einer Mütze mit einem Sturmbande über dem hagern Gesicht. Am Arme hing das Strickkörbchen seiner Frau, die einige Schritte hinter ihm, mit einer goldenen Kette und einer Damenuhr angethan, nachfolgte. An seiner Seite hinkte der einbeinige Husar, den er selbst von Zeit zu Zeit stützte, und der, seinen Flaschen fleißig zusprechend, in seiner Gunst besonders gestiegen war. Dieser hatte in seinen Taschen sogar bereits einige von Herrn Schaff's Schnupftüchern, die der gute Mann dem listigen Husaren zur Belohnung mancher naiven und freimüthigen Aeußerung schon geschenkt hatte.

Der Tumult wurde bei seiner Ankunft bald allgemein; die vorausgegangene Gesellschaft kam aus dem Häuschen heraus, die Harfen verstummten, von den lauten Befehlen Herrn Schaff's überschrieen, der die Führer abzupacken, die Bücher auf einen Haufen zu legen, und Allen Erfrischungen geben zu lassen, vollauf zu thun

hatte. In dem engen Raume rannte einer an den andern an; an ein Genießen der Aussicht, an ein Sitzen, an ein Gespräch war gar nicht zu denken. Hatte doch Herr Schaff Lindau's Ansichten der sächsischen Schweiz bei sich, in denen er ein ander Mal bei mehr Muße das Prebisch-Thor ansehen konnte. Bedenkt man, daß es bereits Mittag war, als sie ankamen, so wird man die Gewandtheit des Mannes bewundern, der schon um drei Uhr seine Führer wieder aufgepackt hatte und an der Spitze des nun vereinten ganzen Zuges dem großen Winterberge in ewigem Sprechen, Laufen und Sorgen zuwanderte. Sonst war der Zug ganz anmuthig: die Damen saßen alle auf Tragsesseln, von der Menge umgeben; in dem frischen üppigen Moose, unter den großen schönen Tannen und den einsam vorragenden Felsen hatte das Ganze allerdings etwas Zigeuner- und Preciosaartiges. An Gesang und Liedern, an Scherzen und kleinen Unglücksfällen fehlte es nicht, und so war dieser Naturgenuß, wenn auch von denen des Morgens himmelweit verschieden, doch auch nicht zu verachten.

Mich aber hatte besonders die Recension der Urania erfreut, zu der ich auf so wohlfeile Weise gekommen war, und ich hätte wohl gewünscht, daß der Fremde statt meiner bereits alle einundzwanzig Taschenbücher gelesen gehabt hätte. Aber dergleichen war ihm nicht zuzumuthen, und ich schämte mich sogar, meines Recensirgeschäftes gegen ihn nur zu erwähnen, und war froh, daß er Herrn Schaff in Verdacht dieser Lectüre hatte, weil er sie aus dessen Taschen hervorragen sah, und daß er seine Späße darüber gegen diesen richtete. In man-

cherlei Gesprächen ging ich mit ihm hinter der Gesellschaft her, und es war schon spät Abends, als wir an dem Hause des Winterberges anlangten. Ein tiefes Schweigen ruhte über den Bergen, hell schauten die Sterne vom Himmel, und lieblich leuchteten aus einem Nebengebäude die hellen Feuer, an denen das Nachtmahl bereitet wurde. Schwarze Mädchengestalten — denn es waren schon Gesellschaften vor uns heraufgekommen — kreuzten bald bei dem Feuer vorüber, bald verschwanden sie wieder in die Dunkelheit. Herr Schaff wirthschaftete und tobte draußen umher, wir konnten daher drinnen ungestört rauchen, schwatzen, und von den Führern uns bald Lieder, bald erlebte Abenteuer erzählen lassen.

Nicht lange aber hatten wir so gesessen, als die Stubenthüre aufging, und mit einem Liede aus den Bienern:

„Und a Büchslein zum Schießen,
Und a Faustring zum Schlahn,
Und a Dirnal zum Lieben
Muß a frischer Bub hahn,"

ein Student, so schien es, hereintrat, von kleiner Gestalt, aber mit einem schwarzen Schnurrbart, in einem kurzen grauen altdeutschen Rock, ein halb roth halb weißes Tuch nachlässig um den Hals geschlungen und einen Tornister auf dem Rücken. Ihm nach folgten noch drei andere, weniger auffällig gekleidet, aber auch weniger lebendig und munter, als der erste. Sie verlangten blos eine Laterne, und gingen damit, so spät es auch bereits war, noch auf die oberste Spitze des Berges, die bekanntlich aus einigen Felsstücken besteht, stimmten bald einen schö-

nen vierſtimmigen Geſang an, und zwar Uhland's „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'."

Die Stimmen der vier Sänger waren gut geſetzt und paßten alle gut zuſammen — der Student im grauen Rock ſang einen hohen kräftigen Tenor — ſo daß die ganze Geſellſchaft in Mänteln aus dem Hauſe heraus um ſie herumtrat, und die jungen Männer, nachdem ſie ihren Geſang beendigt, herzlich bewillkommte. Der eine von ihnen, ſchmächtig, blaß und hager, hatte etwas Schwärmeriſches in ſeinen ſchwarzen Augen, und um ſeine Schultern eine groſe Taſche hängen, die mit Steinen, Mineralien aller Art und anderen Inſtrumenten zum Steinſuchen gefüllt war. Dieſer erweckte beſonders Zutrauen, während von dem Grauen ein ſatyriſcher Zug um den Mund, welchen der Schnurrbart nicht ganz verbarg, zurückſcheuchte, ſo anziehend er ſonſt erſchien. Mit dem Grünen aber — denn einen ſolchen Rock hatte der Hagere an — kam ich ſehr bald in ein höchſt lehrreiches Geſpräch. Er war ein Homöopath, trieb Geologie und alle Naturwiſſenſchaften, und offenbarte, auſer anderer mannigfaltiger Bildung, ein herzliches und faſt ſchwärmeriſches Intereſſe für alles Menſchliche, und es war ſogar rührend, wie er ſelbſt dem Kleinſten, wie den Geräthſchaften, deren Geſtalt, ihrem Stoff, eine Bedeutung abgewann. Lanae konnte er bei Tiſche z. B. über das Angenehme hölzerner Teller und Löffel und deren Formen ſprechen, wiewohl bei fernerer Beſprechung häuslichen Lebens ein Schmerz über ſein bleiches Geſicht floh, und auf eine hindeutende Frage ſagte er: der Menſch ſey eine gothiſche Kirche, mit zwei Thürmen; ihm ſey einer

erſt vor Kurzem einmal eingefallen. Später erfuhr ich, er habe damit eine ihm untreu gewordene Geliebte gemeint. Bald trat auch der Graue wieder zu uns, Hand in Hand mit meinem Fremden vom Prebiſch-Thor, in dem er einen alten Freund wiedergefunden hatte. Wir ließen uns ein beſonderes Zimmer geben, Wein herbeiſchaffen, und dem Grauen entſprühten bald helle, wenn auch oft ſehr derbe, Witzfunken, deren Schärfe jedoch die durchleuchtende Gutmüthigkeit milderte.

V.

Je tiefer die Nacht auf den hohen Berg herabſank, je mehr das Säuſeln in den hohen einzelnen, auf ſeiner Spitze ſtehenden, Bäumen zunahm, je ſtärker der Wein in uns glühte: deſto inniger wurden unſere Geſpräche, deſto erhabener ihre Gegenſtände; Einfall folgte auf Einfall. Aber, wunderbar genug, wurden, je mehr der Wein ſie aufregte, die Bemerkungen des Grünen freier und ſchroffer, und die des Grauen herzlicher, ernſter, gemüthlicher. Nur der Fremde vom Prebiſch-Thor blieb ſeiner früheren Stimmung auch beim Weine getreu. Der Grüne ſprach immer mehr von Politik, hoffte von der Einführung ſeiner Homöopathie und von der nach ihren Vorſchriften geſtalteten naturgemäßeren Lebensweiſe die endliche Einführung freierer Conſtitutionen durch ganz Europa. „Wir Aerzte" — ſagte er unter anderem — „wollen die Staaten ſo mit geſunden Menſchen anfüllen, daß ſie platzen ſollen, wie ein Todtenkopf, den man mit genäßten, nach und nach aufquellenden Erbſen angefeuch-

tet hat.“ Was half es, daß ich ihn auf China, den am meiſten bevölkerten und doch am meiſten deſpotiſch regierten Staat, verwies? Was half es, daß ich ihm die immer mehr abnehmende Erzeugungsfähigkeit unſeres Welttheils zu Gemüthe führte, der immer mehr die Kräfte ſeines Bodens an die Menſchen verliert, welche denſelben ſeit Jahrhunderten fortwährend ausſaugen? — Ein Homöopath iſt der hartnäckigſte Sectirer, namentlich wenn er Wein getrunken hat, den er, wie die Belladonna, Nux vomica und die Pulſatille, jene homöopathiſche Dreieinigkeit, mit der er alle Leiden der Menſchheit beſtürmt, für ein pathogenetiſches Mittel hält.

Wir vertieften uns immer mehr in Betrachtungen über die wunderbaren Einwirkungen der körperlichen Außenwelt auf das Erwachen innerer Seelenzuſtände und neuer Ideen; der Fremde vom Prebiſch-Thor konnte beſonders nicht genug das Gebirgsleben preiſen, das ihm allein rein menſchlich ſchien.

„Seltſam!“ fiel hier der Student im grünen Rocke ein, „daß die Bedeutung gewiſſer Dinge, die man bereits lange unklar in der Bruſt mit ſich herumgetragen hat, uns oft plötzlich vor die Seele tritt! Mit einem Male, gar nicht erſt, wie es ſonſt in der Natur immer geſchieht, nach langſamen unmerklichen Uebergängen, reißt ein Blitz eine Maſche des Schleiers durch, und man ſieht plötzlich dadurch in eine weite, helle Landſchaft. Man erfährt dadurch oft nur, was man eigentlich oft ſchon hörte, und was Viele wiſſen; aber die Art, wie es uns klar wurde, der Umſtand, wodurch es in unſer Bewußtſeyn, und darum für uns erſt in das Leben trat, iſt

psychologisch so interessant, daß man gern einem Menschen zuhören sollte, der uns von diesem Entstehen Rechenschaft zu geben im Stande ist, weil es selten genug vorkommt."

„Ging doch Göthen" — sagte der Fremde vom Prebisch-Thor — „erst spät in Italien die Bedeutung der Pferdegestalten auf, ihm, dem Plastiker, dem jenes Bewußtseyn, welches anderen Menschen im Verlaufe des langen Lebens nach und nach erst wird, schon mit auf die Welt kam."

„Und mir" — fiel der Grüne ein — „erst die Bedeutung des Gebirgs, nachdem ich drei Wochen in den Alpen gewesen und schon lange aus ihnen wieder heraus war."

„Von den Alpen! O erzähl', Selbitz!" — sagte der Fremde, rückte seinen Stuhl an das Feuer des Kamins, sah hinein, holte sich mit manchem Hm! von Zeit zu Zeit eine Kohle, die er auf seine Thonpfeife legte, während der Grüne erzählte.

„Ich war einige Tage von Bern aus" — hob er an — „einsam in den Gebirgen des Jura und in den abenteuerlich schief sich übereinander thürmenden Kalksteinlagern des Münsterthales bei Pierre pertuis unter französisch redenden Leuten gewandert, sinnend über die verschwundenen Gestalten, die aus dem lichten Strom des Ganzen seit einem Monate vor mir aufgetaucht waren. Zum letzten Male hatte ich auf der Höhe von Sonceboz die Spitzen der Berner Alpen, hervorragend aus den weißen Wolken, gesehen, und meine Hoffnung, diese Riesenbilder, die vor Kurzem in meiner Brust sich aufgethürmt und den inneren Gesichtskreis fast zu ge-

waltſam auseinander gedrängt hatten, aus dem Münſterthale kommend, noch einmal wieder zu ſchauen, verbaute der nach Oſten dem von Schafhauſen kommenden Rheine ſich entgegenlagernde Jura. Bang vor der Leere der nächſten Zukunft, wanderte ich der letzten ſchweizeriſchen Stadt, dem alten ehrwürdigen Baſel zu, deſſen Thürme die untergehende Sonne mir einen Augenblick goldener leuchtet gezeigt. Der ſtille Abend wehte mir alle Lieder aus der Vergangenheit und entfernte oder ſchon untergegangene geliebte Geſtalten zu, und mit leiſer bewegter Stimme ſang ich den aufgehenden Sternen Tieck's himmliſches Lied:

Im Windgeräuſch, in finſtrer Nacht,
Ging einſt ein Handwerksmann,

entgegen, und fand mich auch diesmal durch den Schluß:

Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne! —

wunderbar geſtärkt und erquickt."

„Aber ſelbſt, als ich endlich nach zehn Uhr, ermüdet von dem langen Tagemarſche, bei mit Lampen erhellten Gärten, deren Licht feenartig durch die grünen Blätter ſchwamm, bei dem Denkmal der bei St. Jacobs gefallenen Schweizer, das ein aus einem offenen Landhauſe ſtrömendes Licht umleuchtete, vorüber, durch die Straßen der alten Stadt in einem Gaſthofe anlangte, ließ auch hier der ſo aufgeregte Geiſt den müden Körper nicht ruhen, und denkend an Herder's:

Kehreſt du wieder, du ſtille Mutter
Der Geſtirn' und erhabener Gedanken!

legte ich mich in das geöffnete Fenster und sah hinaus in die schweigende Nacht."

„Die verschiedenartigsten Bilder, die in dem wunderbarsten Gemisch in so kurzer Zeit schnell aufeinander folgend an mir vorüber gegangen waren, tauchten jetzt zusammen vor meiner Seele auf; — von dem junkerhaften reichsstädtischen Schaffhauser bis zu den trotzigen Bergvölkern in den Waldcantonen — von den aristokratischen Herren in Bern und Zürich bis zur kernigen Landesgemeinde von Appenzell, die den Landammann vom Stuhle reißt — von dem leichten, zierlich sich ausdrückenden Franzosen in Pays de Vaud, dem schlauen Italiener im Canton Ticino und am Lago maggiore bis zur schlichten und fast zu einfachen Weise derer von Uri — von der Armuth des nur Birnenwein erzeugenden Unterwalden bis zu den üppigen Korn- und Weinfeldern des Thurgau's und den Ufern des Genfersee's — von dem ungeschlachten Deutsch in Zürich und Appenzell bis zum Patois in Wallis und dem Romanischen in Graubünden; — von der Verschiedenheit der Deutschen, Franzosen und Italiener, die in den Cantonen wohnen, zu denen, die als Fremde das Land durchreisen; — und vergebens suchte ich diese verschiedenen Gruppen in ein harmonisches Ganze zu reihen, vergebens des Hauches, der sie so fest zusammenhält, mir deutlich bewußt zu werden."

„Da erschallte von fern ein Gesang — immer näher kam er — es war ein vierstimmiger Männerchor. Mein ganzes Seyn ging unter in diesen Tönen, die wie ein heller kräftiger Ruf durch die Nacht drangen. Der Chor zog bei mir vorüber. Studenten von Basel schie-

nen es zu seyn. Nicht konnte ich die Worte verstehen, aber wunderbar schön war die Harmonie, innig vom Sinn der Worte durchdrungen, ja fast begeistert waren die Stimmen der Sänger. Es war mir, als sollte ich mich hineinstürzen in den Strom der Töne, als würde mir da klar werden, was mir bisher so dunkel gewesen — wie es wohl einem jeden einmal ging, der den Tönen in ihr lockendes mystisches ahnungsvolles Reich nachzog. Plötzlich rief eine freudige Stimme: es ist das: Hoch vom Gebirg' komm' ich daher!"

„Ein Licht zuckte in meiner Seele! Die Jungfrau erschien mir mit ihren Brüdern, strahlend in der Morgensonne in herrlicher Klarheit. Die Alpen sind's, rief ich aus, die dies Gemisch von Völkern zu einem einzigen machen! So weit von den Höhen die Alpen gesehen werden, das Bollwerk der von den Vätern errungenen Freiheit, so weit verbindet ein gemeinsam ewig unzertrennliches, geistiges Band die durch Sitten, Religion, Sprache und Verfassung sonst vielfach getrennten Herzen. Wie die italischen Städte im Mittelalter auszogen zum Krieg, festgeschaart um ihren mit Fahnen geschmückten Wagen, den sie nur mit ihrem Leben den Feinden überließen, der sie fest verband bis in den Tod: so sind die Alpen das Gerippe, an das mit dem Rücken die Völker sich lehnen, das Alle zu Einem Leibe verbindet, wenn sie auch nach den vier Himmelsgegenden hinschauen und hinreden."

„Und wenn ja schon" — fuhr er nach einer Pause gemäßigter fort — „wenn nach Steffens die Mährchen der Gebirgsvölker, je nachdem die Gebirge, die sie

bewohnen, aus Granit, oder Basalt, oder Kalksteinen bestehen, alle etwas bestimmt Verschiedenes, die Mährchen der von einander entferntesten Gebirgsvölker aber, wenn die Gebirge, die sie bewohnen, aus gleicher Gebirgsart zusammengesetzt sind, immer einen wunderbar übereinstimmenden Charakter haben — wie müssen nicht die Urgebirge Europa's, die ihre Alles belebenden Ströme in die fernsten Länder aussenden, eine gleichartige magnetische Kraft auf die an der Werkstatt der bildenden Natur wohnenden Wesen ausüben!"

„Wie schön erschien mir die Bestimmung Basels, die aus den hohen Gebirgen herabgestiegenen Söhne des Landes zu vereinigen, in der Jugend Begeisterung für das gemeinsame Vaterland zu entflammen; wie beneidenswerth erschien mir der Jüngling gegenüber, der sich an sein Klavier gesetzt hatte und die unten vorbeiziehenden Töne zu begleiten suchte! Wie rührend tönt seitdem immer in mir das alte Heimwehlied der Schweizer:

Möcht' die Glogge wieder g'höre,
Wenn der Hirt zu Berge tryht,
Wenn die muntre Chueli springe,
U kes Lamm im Thale blybt!"

„Doch damals" — sagte Selbitz, und faßte des Fremden Hand, dessen ganzes Gesicht erhaben sich verklärte — „damals dachte ich mit Wehmuth an so manchen Freund drüben über dem Rhein im deutschen Vaterlande, der, ein hoher Sohn der Gebirge, vergeblich seit der Kindheit schon nach der Heimath sich sehnt. Wohl versuchten auch wir, uns Alpen zu bauen aus der Geschichte der Völker und aus der Wissenschaft, uns auf

ſie zu ſtellen und über das Leben hinwegzuſchauen; aber ſie lagen doch nur verborgen in der Bruſt des Einzelnen, und nicht vermochte ſie Einer dem Andern zu zeigen im Abendroth, wie der alte Schweizer ſeinem Sohne, wenn die Abendglocke durch die Berge tönt und die Hirten ihre „Gute Nacht!“ durch die Alpenhörner ſich zurufen.“

„Damals ſchloß ich ſtill das Fenſter“ — ſo endete Selbitz, und beide Freunde hielten ſich lange ſchweigend umarmt.

Tief waren wir alle gerührt; ein tiefes Schweigen lag über unſeren Seelen; einzelne Thränen in den Augen verkündeten die in die Bruſt eingezogenen Erinnerungen; leiſer weheten draußen die Bäume und tiefe Ruhe thronete auf dem Berge, der dieſe Nacht fünf ſeelentrunkene Geſchöpfe auf ſeinem Scheitel trug.

10.

Aber dem Grauen, der ſelbſt auf das innigſte gerührt geweſen, war es unmöglich, in dieſer Stimmung lange auszuhalten, geſchweige die Geſellſchaft in derſelben ſich trennen zu laſſen. Nachdem er ſchon eine Zeit lang den verſammelten Freunden durch ſein lachendes Auge und den ſich immer mehr zuſpitzenden Mund, die eine baldige Exploſion verriethen, in dem mimiſchen Ausdruck ihrer Gefühle hinderlich geweſen, brach er endlich das Schweigen.

„Auch ich habe auch einmal auf eclatante Weiſe an mir erfahren, wie äußere Stöße und Anſtöße uns plötzlich alte Räthſel auflöſen.“

Beinahe allgemein erhob ſich heftiges Proteſtiren,

daß man dem Spötter das Wort nicht laſſen ſolle; aber geſchützt von dem Fremden vom Prebiſch-Thor, der ihn am genaueſten kannte, drang er wirklich mit folgender Erzählung durch:

„Wenn ich als Student in Leipzig am Morgen aus meinem Pandektenexaminatorium in der Petersſtraße kam, konnte ich ſelten bis zum Marktplatze kommen, ohne bei den plaſtiſchen Kunſtwerken des bekannten Bilderhändlers im Durchgang des Holberg'ſchen Hauſes nachdenklich ſtehen zu bleiben; die Tage etwa ausgenommen, an denen man mit Poſaunen vom Balkon des Rathhauſes herunter auf Befehl des hochweiſen Magiſtrates die Bürger anblies. Denn mir kam es da immer ſo vor, als wolle man ſich des Schalles jenes am meiſten Schrecken und Ehrfurcht gebietenden Inſtrumentes bedienen, um ſolche in den halsſtarrigen Bürgern zu erregen und rege zu erhalten; und ſolche obrigkeitliche Unternehmungen habe ich, auch wenn meine Einbildungskraft ſie nur fingirte, ſtets mit eigner ſatyriſcher Freude beobachtet.“

„Ich war damals noch nicht die wichtige Perſon, die ich jetzt bin, denn“ — damit wandte er ſich zu ſeinem neuen Bekannten — „ich bin ſchon lange nicht mehr Student, und habe nur zu meinem Ergötzen die äußere Hülle eines ſolchen wieder einmal umgenommen, ſondern ich war noch ein luſtiger, unſtudirter und unexaminirter, alſo durchaus kein angeſtellter Menſch; darum brauche ich mich nicht zu ſchämen, daß einige der Krähwinklerbilder dort meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, während mir als damaligem Demagogen alle noch ſo fein colorirte und gravirte und lithographirte

Potentaten nur verächtliche Seitenblicke abgewinnen konnten. Sie ergötzten mich alle — aber, wie geſagt, nachdenklich machte mich nur eins, das Bild, wo alle Krähwinkler endlich doch unter einen Hut gebracht wer- den. Ein ungeheurer Hut ſchwebte in der Luft, und unter demſelben ſtanden, wie eine Heerde Schaafe zuſam- mengedrängt, alle Arten von Leuten, dicke in Frack und Nankinhoſen, in Perücken, Zöpfen, dünne, hagere, die beſonders nach Julius Cäſar's Ausdruck über den Caſſius in Shakeſpeare's gleichnamiger Tragödie ſehr gefährlich ſeyn ſollen, in weiten ſchlappen Tuchkleidern — und voran ein Altdeutſcher mit rother Mütze, Leinwand- hoſen und einer Pfeife mit großen ſchwarzrothgoldnen Quaſten, der ſich es beſonders angelegen ſeyn ließ, durch eifriges nach hinten zu Drängen noch, trotz ſeiner frü- hern demagogiſchen Ideen, mit unter den breiten, gro- ßen, nährenden und ſchützenden, wie eine heilige Geiſt- taube über Allen ſchwebenden, Staatshut zu kommen. Ich wußte wohl, das war ein bildlich dargeſtelltes, ein nicht einmal in fein zu errathenden franzöſiſchen Deviſen, ſondern ziemlich grobdeutſch, ſogar mit der nöthigen Un- terſchrift ſinnlich veranſchaulichtes, Sprichwort. — Aber eben das Sprichwort! Es ſollen Alle von Staatswegen, und das iſt billig und erſprießlich, nur eine Meinung haben, d. h. l'état c'est moi — alſo die eine einzige mögliche. — Warum nun aber durch Vermittelung eines Hutes? Brachte man ſie unter einen Waſchtrog, unter ein Scheermeſſer, war das nicht daſſelbe? Sollte es ein Kleidungsſtück ſeyn, warum konnten ſie nicht, und noch beſſer, in Eine Weſte geknöpft werden, wo ſie den

Vortheil hatten, wenig mehr als Einen Magen zuſammen zu brauchen und weniger zu verzehren, wo denn noch mehr für die Staatsausgaben übrig geblieben wäre? Oder warum ſteckten ſie ihre Beine nicht in Eine Hoſe, da man doch in Bayern ein ſolches Spiel hat, wo Zwei in Einer Hoſe wettlaufen? Was hätte das nicht Alles für Gruppirungen geben müſſen! Warum alſo gerade ein Hut?"

„Ich kannte den Hut damals nicht. Wie oben bemerkt, gehörte ich zu der damaligen Burſchenſchaft. Und wiewohl dieſe in Leipzig weniger ihren deutſchen Patriotismus, wie die in Halle und Jena, durch ſchmutzige Hoſen, ſchwarze Hälſe und zerriſſene Röcke an den Tag zu legen ſich beſtrebte, höchſtens mit einigen unſaubern Tüchern die Plätze im Theater belegte, allenfalls einigemal bei großer Hitze und durch Eßlair's Gaſtſpiel herbeigeführter warmer Begeiſterung im Schauſpiel die Röcke auszog und den Leipziger Schönen vom Fechtboden mit einigem Schweiß unter den Armen benetzte Hemden zur Schau bot — ſo war doch ein Hut noch nie auf meinen luftigen Kopf gekommen."

„So ging ich daher auch mit dieſem unaufgelöſten Problem, wie mit ſo manchem andern, von der Hochſchule nach Hauſe."

„Jetzt ging nun die merkwürdige Metamorphoſe mit mir vor, die unſer geſchätzter Herr Dr. Miſes in ſeiner Lobrede auf die Naturwiſſenſchaft ſo anſchaulich beſchreibt. Mein kurzer, bis an's Knie gehender Rock verlängerte ſich um eine gute halbe Elle, damit die Beine weniger dem Ernſt des Lebens zu entlaufen vermöchten;

der Hals kroch ganz und gar hinter den Wall einer Cravate, wahrscheinlich, damit Niemand sieht, was man von Staatswegen hinter zu schlucken hat; in der Hand wiegte sich wagrecht ein langer Stock, um den gebeugten Mann selbst mit diesem Bildungsinstrumente etwas zu unterstützen und das gestörte Gleichgewicht wieder etwas herzustellen; doch blieb vor der Hand der Kopf noch wie er war unter einer Mütze, die man Leuten in den Flitterwochen des Philisteriums noch zu gute hält."

„Endlich aber mochte mein Papa doch in seinem Sohne gern einen vollständig gemachten Mann erblicken. Er knöpfte daher eines Tages sein ledernes, etwas dünnes, Geldbeutelchen ein, zog sich mit entschiedner Miene den Ueberrock an, setzte mit sehr entschlossener seinen etwas abgegriffenen Hut auf, und erklärte kurz und bestimmt, er wolle mit mir zum Hutmacher gehen. Das Mittagsbrod war etwas knapp gewesen, und mein nicht ganz gefüllter Magen hatte stärker als je in mir eine Art Sehnsucht nach einem Aemtchen zu erkennen gegeben, das, wie die am Spinnrocken sitzende Mama mit bedächtiger Miene versicherte, durch Erscheinen in einem legitimen Hute um vieles näher rückte, da solches gnädig von Gönnern u. s. w. aufgenommen werden würde. — Kurz! ich folgte dem mit langen Schritten voran schreitenden Papa resignirt nach. Ein ellenlanger Filzhut wurde im Laden vom Gestell herunter genommen, gefeilscht; endlich erschien ich mit gebücktem Rücken, mit einem Gesichte eines, der heftiges Magendrücken hat, mit meinem Hute in der Straße. Bewußtlos kam ich — wie? kann ich mich noch nicht entsinnen; wahrscheinlich führte

mich der Vater an der Hand nach Hause — in unserer Wohnung an, und erst, als ich den Hut abgenommen, der einen rothen Heiligenschein um die Stirn herum gerieben hatte, und vor den Spiegel trat, ihn zu beschauen, bekam ich Bewußtseyn und Gedanken wieder."

„Himmel! da war mir mit einem Male das Krähwinkierbild und die tiefe politische Bedeutung eines Filzhutes klar! — Haufenweis strömten mir von jetzt an, wenn ich im bloßen Kopfe war und meinen Hut nicht aufhatte, die Gründe zu, warum gerade der Mensch mit seiner Meinung unter einen Hut zu bringen ist; hauptsächlich darum, weil er da gar keine mehr hat. Was hälfe die Weste und der Eine Magen, da Hunger nur den Verstand schärft, wie alle große Menschen beweisen. Da wir einmal nicht die Gewohnheit haben, wie die Caraiben, die Kinderköpfe schon unter eine Presse zu bringen, die nachher zur gehörigen Dummheit keinen Hut weiter brauchen, so müssen wir späterhin nachhelfen, obendrein die Pille mit Mode, Anstand und Eitelkeit verzuckern. Denkt man nur allein an das Gewölke, das sich über dem Kopfe des Menschen durch Ansetzen der Ausdünstungen in einem dicken, schweren, geschlossenen Kerker bilden muß, das beständig über dem Haupte eines solchen Unglücklichen schwebt und seine Tropfen wieder herabfallen läßt; wo soll es jemals um die Köpfe klar und heiter Himmel werden können! Himmel! hätte der alte Shandy die Filzhüte noch erlebt, er, der nicht einmal wollte, daß ein Kind mit dem Kopfe zuerst auf die Welt komme, damit nicht das feine Cerebellum, in dem die Seele schwimmt, gedrückt und um-

gerührt werde, der daraus alle Thorheiten, Dummheiten, Kurzsichtigkeiten und alle die andern närrischen „heiten" und „keiten," mit denen das menschliche Geschlecht seit der Erbsünde geplagt ist, herleitete!"

„Wie erklärlich war mir's nun, was den Leuten oft so unerklärlich vorkommt, daß aus Kindern und jungen Leuten mit den vielversprechendsten Anlagen oft so ganz und gar nichts wird, gegen alle natürlichen und gegründeten Erwartungen! Durch den Hut und die immerwährende Kopfpressung wird jede freie Thätigkeit des Kopfes, jedes feine Verstandescellen- und Nerven-Gewebe in seinen Functionen gehemmt. Gepreßt, vom Schweiße erdrückt, geht Alles zum Teufel. Daß es noch talentvolle Leute gibt, ist nur daraus zu erklären, daß sie sich wahrscheinlich unsichtbare Löcher und Oeffnungen in die Hüte bohren, wo die Ausdünstung durchschlüpfen, der blaue Himmel etwas hineinschauen und der Hut selber etwas leichter werden kann. Ich selbst, meine Herren! habe das Wenige an Verstand, was ich Ihnen hiermit vorlege, mir nur dadurch erhalten, daß ich gemachte Oeffnungen mit etwas, ad libitum davon wegzunehmendem schwarzen Wachs verklebte. Hätte ich das nicht gethan, so hätte mir ja nicht einmal der Grund, warum ich nicht klüger geworden, bewußt werden können; was indeß freilich schon ein sehr verbrecherisches Attentat ist. Lesen Sie irgendwo eine einfältige Recension, machen Sie es wie ich, und denken Sie, daß der Recensent einen zu schweren Hut getragen, der sein Cerebellum erdrückte, seine Verstandeskräfte zerschwitzte, und daß er darum doch an seiner Dummheit unschuldig ist."

„Daß der Staat von diesem Gebrauche seine Vor-

theile ziehe, wer vermöchte ihm das zu verargen! Haben Sie denn nie darüber nachgedacht, warum die Soldaten so schwere Tschacko's tragen? warum der Deckel sogar, und, wohlgemerkt! erst in neuern Zeiten, sogar mit einem eisernen Reifen versehen ist? Daß ein Ding, was bei dem ersten Hiebe — so lose sitzt es! — wegen seiner Schwere herunterfallen muß, und das die meisten Leute auf den Köpfen balanciren, — daß ein solches zum Schutz da sey: das kann wohl nur einem Idioten beifallen. Man hält es gewöhnlich für Schmuck; — aber — der Subordination wegen ist es da. Wo soll ein solcher Mann irgend einen, geschweige ungehorsame, Gedanken in den Kopf bekommen, wenn er in Reihe und Glied mit seinem Tschacko dasteht? Ist es wohl sonst zu begreifen, daß man ihm die sechs nöthigen Handgriffe sechs Wochen lang einprügeln muß, hätte er nicht schon als Rekrut den Tschacko auf? Aber nun, hat er sie mechanisch eingelernt, dann kommt der Lohn für die unterofficierlichen Mühen. In die Schlacht geht er getrost, macht dort, ohne an Tod noch Leben denken zu können, seine Handgriffe, und läßt sich geduldig todt schießen, wie ein Strauß, der die Drehe hat, den Kopf ruhig in den Sand steckt und Alles mit sich vornehmen läßt. Dann kommt der Feldherr und macht Berichte von hohem Muthe und heroischer Vaterlandsliebe und großem Ehrgefühl. Darum, weil Krieger immer Subordination brauchen, trugen auch Griechen und Römer schwere Helme in der Schlacht. Zu Hause, wo sie blos Verstand und Talente brauchten, gingen sie im bloßen Kopfe. Man sagt, die Staaten seyen heute bloße Ma-

ſchinen. Sie ſind es mit Hülfe der ſchweren Hüte und der Tſchacko's. Nur läßt man die doch etwas vielfältigeren und ſchwereren Handgriffe, als die militäriſchen, dazu die jungen Leute im bloßen Kopfe einlernen, und deckt mit dem Hute, wenn ſie fertig ſind, Alles zu, wie man einen Topf mit dem Deckel bedeckt, daß er nicht weicher kochen ſoll. — Wir wollen hier keine politiſche Meinung äußern; liegt die menſchliche Glückſeligkeit in der maſchinenartigen Einrichtung der Staaten: nun, ſo ſetze man Hüte auf; uns iſt es hier blos um pſychologiſche und wiſſenſchaftliche Erklärung zu thun."

„Das Thema wäre unerſchöpflich; doch muß ich mich aus Mangel an Zeit zum Abbrechen zwingen."

„Nur kurz will ich noch auf zwei Nebenumſtände aufmerkſam machen. Der erſte betrifft die Contrebande, die unter dem Namen von Strohhüten, Pfauenfederhüten, Fiſchbeinhüten u. ſ. w. eine Zeit lang eingeſchwärzt wurde. Die demagogiſchen Ideen nahmen in dieſer Periode unbeſchreiblich überhand. So trug Herr Witt-Döring beſonders einen, ehe er noch ſeine frühern Herren verrieth, und alle rechtliche Leute dazu wie Petrushähne krähten. Dem Himmel ſey Dank! die Zeit iſt vorüber, und ordentliche Filze ſind wieder an der Tagesordnung."

„Endlich war das ein gar praktiſcher Umſtand, daß man einmal alles Hutabnehmen abſchaffen wollte. Man erinnere ſich, daß dies in Frankfurt, am Sitz des Bundestages, zu Zeiten der Mainzer Unterſuchungs-Commiſſion geſchah. Sicher hatte man ſchon damals die hier beſchriebene Wirkung der Hüte erkannt. Das Grüßen

macht den Kopf oft in frischer Luft frei. So finden wir auch in den ehemaligen freien Reichsstädten die Höflichkeit des Grüßens und Hutabnehmens überaus groß. Die gescheidten Bürger der alten Zeit wußten gar wohl sich ihrem gestrengen Rathe gegenüber zu benehmen, und waren gar politisch-höflich. Die Verwandtschaft zwischen Politik und Höflichkeit zeigt auch schon der französische Sprachgebrauch, wo poli höflich und politique eben Politik heißt."

„Nun, auf diesem Wege fahre man fort! Man bemeistere sich der Moden, man bezahle einige tüchtige Fashionables in Paris, daß sie für schwere Modehüte sorgen; an den Reden der linken Seite würde man es bald spüren. So kann man heiter athmen, und dabei doch unzählige Complimente über Preßfreiheit und Liberalität ohne Kosten einstreichen."

Mit steigender Lust hatte ihm die Anfangs unwillige Gesellschaft zugehört, schallendes Gelächter hatte manchen Einfall unterbrochen, in das selbst der Grüne, dessen Alpenrede gelegentlich auf das Beißendste damit parodirt worden war, von Herzen mit einstimmte, und in der heitersten und frohesten Stimmung suchte jeder der Freunde sein Lager.

11.

Am andern Morgen, der etwas trübe und nebelig anbrach und unsere Aussicht auf einen schönen Sonnenaufgang vereitelte, welchen Unfall die meisten mißmuthig beklagten, da mehrere den Sonnenaufgang wie

ein leckeres poetiſches Frühſtück hatten zu ſich nehmen wollen, war der Graue ganz beſonders in ſeinem Element. In ewigem Lachen und Necken ſprang er umher, machte jede äſthetiſche Aeußerung über Morgengefühle, mochte ſie hervorbringen wer wollte, herzlich lächerlich, fiel den empfindſamen Damen mit ſo harten, oft beinahe an's Niedrige grenzenden, Aeußerungen in's Wort, ſo daß Niemand in ihm nur eine Spur von Gefühl geſucht hätte, und mancher ihm als einem herzloſen Menſchen den Rücken kehrte. Nur die alten Herren hatten ihn gern; am meiſten aber ergriff ihn das Getreibe des Herrn Schaff mit ſeinen Führern, das ihm ganz neu war; ganz toll ſprang er mit dem Huſaren um.

„Sehr oft wird er verkannt;" — ſo wandte ſich der Freunde vom Prebiſch-Thor zu mir — „aber ich habe ihn nur deſto lieber. Er iſt im Leben ein echter Humoriſt, und Niemand wird weniger verſtanden, als dieſer. Er will und kann ſich nicht immer ſo zeigen, wie er iſt, weil es ſeinen Gefühlen zu ſehr widerſpricht, ſich als ein offenes Waarenlager aus- und abzupacken. Selbſt ſeinem Freunde und einer Geliebten, wenn er eine hätte, würde er nicht ohne die nöthige Anſtrengung der Muskelkraft das Wort: Herz, ganz ausſprechen, ſo ſehr auch beide davon Herren ſeyn mögen. Alles Metall iſt undurchſichtig, und dennoch ſind gerade Metalle die beſten elektriſchen Leiter. Selten und einzeln und nicht froſchleichartig kommen ſeine Gefühle an die Oberfläche, und alles Erz liegt in ihm wie in den Ganggebirgen: abwärts; alte Kraftvölker und die Kinder wiſſen nichts von der eben

so geheiligten als gemißbrauchten Empfindsamkeit. Tiefe und dunkele Brunnen enthalten eben die hellsten und klarsten Quellen."

Ich war ganz damit einverstanden, hatte den lustigen Kauz nicht nur liebgewonnen, sondern ihn auch ganz besonders geeignet gefunden, in den Plan einzugehen, der gestern Abend schon während unsers Zusammensitzens in mir aufgestiegen war. Eben machte er einer Blondine aus Freiberg die Cour auf seine närrische Weise, wobei die Kratzfüße, die er in seinen grünen Hausschuhen auf dem Felsen machte, sich ziemlich komisch ausnahmen. Ich nahm ihn trotz seines Sträubens bei Seite und eröffnete ihm mein Anliegen.

Im Augenblick waren Schuhe und Alles vergessen. „Herrlich! Göttlich!" rief er, und tanzte in bloßen Strümpfen umher. „Ich gehe mit dem Husaren in's Schwedenloch; das sollen Schreibereien werden! Herr! eine Laterne nehme ich mir bei lichtem Tage mit hinein, lege mich auf den Bauch und schreibe in dieser erhebenden Stellung! Nur geschwind! Her damit! Fort! fort! Wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Halt!" — sagt' ich — „noch sind wir nicht so weit! Es gehören noch mehr Herren dazu, und besonders Herr Schaff, der seine Leute dazu hergeben muß und einiges Geld."

„Was? der alte Narr wird eine so herrliche Literatur- und Recensionsanstalt doch nicht hindern wollen, die alle Societäten Berliner Gelehrten überwiegt und in den Staub tritt? Gleich will ich ihn mit dem alten Husaren, der so in Gunst bei ihm steht, coramiren, und wenn

er nicht will, thun wir ihn in Verſchiß, und machen doch, was wir wollen."

Genug! er ſtürmte fort, fand nach vielem Suchen den Mann, als er eben einen Führer ſchreiend auszankte, weil er ihm aus Cicero's tusculaniſchen Quäſtionen ein Blatt zu einem nichts weniger als äſthetiſchen Behufe ausgeriſſen hatte. Der Vorfall machte ihn geneigter, uns zu willfahren, er wollte einige Leute los ſeyn, die ebenfalls mit ſeinen Werken zu ſchlecht umgegangen waren, gab ihnen tüchtigen Sold, und überließ uns fünf zu unſerem Gebrauch.

Jubelnd wurde der Plan den Uebrigen kund gemacht, die alle bereitwillig in ihn eingingen, und ſchon nach einer Stunde machten ſich vier Freunde, jeder mit vier Taſchenbüchern und einem Führer, der die fertigen Recenſionen uns gleich hinauf auf den Winterberg zu bringen hatte, wo ich mit dem Fremden vom Prebiſch-Thor zurückbleiben und von Weitem, wie ein echter Feldherr, aber ſelbſt unthätig, die ganze bewegliche Literaturzeitung dirigiren wollte, fort, jeder ſich einen Ort im ganzen Bezirk der ſächſiſchen Schweiz ausſuchend, wo er ſich habilitiren, leſen und ſchreiben wollte. Einer begab ſich in den Ottowalder Grund, einer ſetzte ſich an die Lochmühle, der Grüne auf den Kuhſtall, und Selbitz marſchirte richtig mit dem einbeinigen Huſaren und einer Laterne in's Schwedenloch ab.

Herr Schaff war ſelbſt ſo gefällig, ſich vier Taſchenbücher, mit deren Recenſionen er alle ſeine ſechs Buch Schreibpapier anfüllen wollte, auszubitten; wir gaben ſie ihm auch, wiewohl der Ausgang vorherzuſehen war.

Er begab sich sehr bald mit seiner ganzen Suite fort; meine Frau gab ich ihm mit, die er später zwar richtig in Dresden absetzte, mit den Büchern aber kurz darauf in seiner Vergeßlichkeit, ohne sie nur angesehen, geschweige beurtheilt zu haben, nach seiner sechzig Meilen entfernt liegenden Vaterstadt fortreiste. Er wollte in derselben, wie mir meine Frau erzählte, „ein Paar Nächte schlafen." So werden denn auch die Leser mit seinen Recensionen verschont bleiben; so wie auch ich im ganzen Verlaufe unserer Bekanntschaft keine Zeile von ihm zu Gesicht bekam, aus der ich auch nur seine Handschrift hätte kennen lernen können.

Froh war ich, als ich endlich mit dem Fremden allein auf dem Winterberge zurückblieb.

12.

Nachdem wir in der frischen Morgenluft unter den hohen Bäumen lange umhergestreift waren, fanden wir uns herzgestärkt in dem Hause droben am Kaminfeuer zusammen, und nach manchem Hin- und Herreden sagte der Fremde: „Aber Ihr verspracht ja von Eurer Nisida zu erzählen. Die Harfe tönt hier zwar nicht, aber dafür macht das knisternde Feuer eine so trauliche Musik, sich mischend in das Getön des Windes, das wie Aeolsharfen den Berg umwallt."

„Ein andermal von der Nisida" — sagt' ich. „Ihr habt sie ja gesehen! Ein wunderbarer Zufall führte wenige Wochen nach jener Frühlingszeit mich mit ihr zusammen. Ich trat eines Abends in einen weiten Saal,

einer großen Muſik zuzuhören; da fand ich ſie, im himmelblauen Kleide, und von dem Augenblicke an waren wir vereint, wie? iſt mir ſelbſt jetzt noch nicht klar bewuſt. Aber ſie ward erſchüttert durch die oberflächliche Aehnlichkeit meiner Züge mit denen eines Feldherrn, der ſich in die Erinnerungen aus ihrer Kindheit tief eingeprägt hatte, da ſie ihn damals täglich lange Zeit hindurch im grauen Ueberrocke bei ihrem Fenſter vorüberreiten geſehen, und nach ſeiner Erſcheinung jedesmal von allen Seiten den Donner der Kanonen gehört hatte. So hatte die ſeltſame Ideenmiſchung, die den Menſchen eigenthümlich, alles Groſe und Erhabene an die Züge dieſes Mannes geknüpft, und unwillkührlich hörte ſie bei jeder Erinnerung daran das Groſe und Erhabene der ganzen Natur und Menſchheit vor ihrem Geiſt vorüberrollen."

„Ein tiefes, inniges, hohes Gemüth!" — ſagte der Fremde. „Wie freue ich mich, daß ich ſie ſah! Wie iſt da wieder die Erfahrung bewährt, daß unter der heiterſten, kindlichſten, ja unter einer kindiſchen Oberfläche eine unendliche Tiefe verborgen ruhen kann. Wer ſie ſo herumtändeln ſieht, ſollte glauben, ſie ſpiele wie ein leichtfertiges Kind mit dem Ernſteſten des Lebens immerdar."

„Aber vom Elbmännchen" — fuhr ich fort — „verſprach ich zu erzählen, und dies Verſprechen will ich halten. Es iſt mir noch einmal erſchienen."

„Gerade am Abend vor Jean Paul's Geburtstage, der, wie Ihr wiſt, in der Nacht vom zwanzigſten bis zum einundzwanzigſten März mit dem Frühlingsanfange zuſammenfällt, hatte ich einer Geſellſchaft von

Frauen den letzten Band seiner Flegeljahre, welche mir immer als sein größtes Werk erschienen, vorgelesen, und der wunderbar schöne Schluß, wo mit dem närrischen Quod Deus vult! die ganze Poesie auf dessen Flötentönen in die weite ferne Welt wegflieht, hatte Alle unendlich ergriffen. In stummer Rührung wollten wir eben von einander scheiden, als mir plötzlich einfiel, es sey gerade um Eins, eine Stunde vor der, in welcher der Dichter vor vierundsechzig Jahren am Fuße des Fichtelgebirges auf die Welt gekommen; die hohe Begeisterung des Augenblicks, das einwirkende Beispiel des excentrischen „Vult," welches unsere Seelen erfüllte, lockten mir das seltsame Versprechen ab, noch in der finstern Nacht mit einer Laterne in den großen Garten zu gehen, und gerade um zwei Uhr eine Frühlingsknospe vom Strauche dort abzubrechen."

„Es war eine helle laue Sternennacht; das Bild des großen Menschen, der droben in die großen Blüthenhallen kürzlich eingezogen war, nickte mir aus jedem Sterne nieder, und die innere Aufregung war so groß, daß die Brust mir fast bis zu physischem Schmerz anschwoll. Einen wunderbaren Geisterschein warf das Licht der Laterne auf alle Gegenstände, die es bestrahlte, und sonderte sie seltsam von allen übrigen ab, die daneben in schwarzem Dunkel ruhten. So kam ich in den großen Garten, schritt zu einem Strauche, über den das Licht der Laterne sich hinwegwarf, und in den verstrickten Zweigen ein Leben von fast wunderbaren Gestalten in mannigfachen Krümmungen erzeugte. Droben leuchtete eine große schöne Knospe mir entgegen, die, mit feuchtem Frühlings-

saft umzogen, sich, gewaltsam schwellend, dem Aufplatzen entgegen drängte. Eben streckte ich die Hand aus, sie zu pflücken, als ich plötzlich an meiner Seite am Strauche, dicht an meinen Füßen, die es unheimlich bestreifte, das Elbmännchen mit großen rollenden Augen kauern sah. Entsetzt fuhr ich zurück."

„Bald aber überdachte ich, wie in dieser Nacht, so heilsam und heilig, als Shakespeare die Weihnachtsnacht beschreibt, kein böser Geist Macht habe, und schritt von Neuem auf den Strauch los."

„Jean Paul!" — kreischte hier laut das Männchen, so, daß mir die Stimme durch Mark und Bein fuhr, — „Jean Paul ist ja nur ein verdickter Cramer!"

„Ich sehe wohl" — fuhr ich ergrimmt und deshalb ermuthigt auf — „ich sehe wohl, du hast den Solgerschen Briefwechsel gelesen, und bist aus der Tieck'schen Schule! Darum also wolltest du als wahrer Antichrist den Eingang in den heiligen Tempel in den Frühlingsfluthen mir verwehren, weil ich laut, wenn auch stammelnd wie ein Kind, gezeugt habe von ihm."

„Der Titan ist ein verdickter Cramer!" kreischte das Männchen noch lauter, daß ich meines Zorns nicht mehr mächtig war.

„Matthias Phocius!" — denn so nennt das Volk, den Namen unanständig aber abkürzend, das Elbmännchen — „Matthias Phocius!" rief ich, „nenne mir, neben dem Titan, noch ein Dichtwerk, das der Tod denen, die es auf ihrem letzten Schmerzenslager getröstet, erst aus der Hand riß! Kannst du mir eines nennen

von deinen Meistern, das etwa eine sterbende Engländerin veranlaßt hätte, von ihrem Manne als letzte hohe Gunst das Gelübde zu fordern, weit von der fernen Insel hin nach Bayreuth zu wallfahrten, um dem Dichter den heißen Dank einer Sterbenden für den Titan zu bringen, dessen Widerschein ihr die bereits geöffneten Pforten des Himmels rosenroth erleuchtete? Hebe dich weg von mir, Unheimlicher! Wer keinen hohen Menschen hat, der ihm, wie dem Alexander der Achill, wie Karl XII. Alexander, als ein hohes Bild durch's Leben voranzieht, das er mit allen Herrlichkeiten schmückt, die aus seiner Seele auftauchen, der verkümmert im Kothe der Selbstheit. Warum wollt Ihr nun mit Euren Systemen die Heiligenbilder anderer Menschen schänden, um nur Euren Götzendienst allein geltend zu machen? Der nur hat die wahre Religion, der jedes Gottverehren, mag es Andern auch in anderen Gestalten sich offenbaren, heilig hält."

„Aber der Titan hat manchen Jüngling verführt!" sagte das Männchen, und verlöschte mit seinem Athem meine Laterne.

„Wer sich durch den Titan verführen läßt, wer überhaupt auf immer durch ein Buch zu verführen ist, an dem war nie etwas zu verführen. Wie Viele hat die Bibel verführt, wie Viele Euer so hoch in den Himmel erhobene Meister!"

„Hier hörte ich den Phocius im Geräusch der vom vorigen Herbst noch daliegenden falben Blätter sich entfernen."

„Was kümmern mich Eure Systeme? —" sagte ich

feierlich, allein in der hohen Natur, und hob die Hand zum Himmel auf. — Hier in der heiligen Nacht ſchwör' ich's: vor jedem Geiſterkönig will ich ewig anbetend knieen, mag er ſprechen in welcher Form er wolle, mag er ſchlicht und ohne Hülle, mag er im Scherz, mag er in erhabenen Weiſen, mag er in Idealen, mag er in wirklichen unter uns wallenden Geſtalten von dem ewigen Urbilde alles Menſchheitlichen zeugen. Mit unerſchrockenem Muthe will ich jeder Geiſtestyrannei entgegen kämpfen, der kritiſchen ſo gut, wie allen andern, ſo wie Er es einſt that, der gleich für die Freiheit der Völker wie für die des Geiſtes ſtritt."

„Hoch leuchtete die Knoſpe im Sternenlicht — warum hatte ich ſie im Laternenſchein ſuchen wollen? Begeiſtert brach ich ſie ab. Als ich in der Nacht allein nach Hauſe ſchritt, war mir, als zögen die Töne von Vult's Flöte in heiteren Weiſen den Bergen zu, und als ich nach Hauſe kam, erhellte das angezündete Licht einen friſchen Lorbeerkranz um das Bild des Dichters; ihn hatten die Frauen während meiner Abweſenheit dort hinhängen laſſen."

Der Fremde vom Prebiſch-Thor hatte während der letzten Hälfte meiner Rede meine Hand feſt umſchlungen gehalten. Ich brachte, ſtatt des Herrn Schaff. aus den Bergen einen innigen Freund nach Dresden zurück.

Rhythmisches.

I. Lyriſch-Epiſches.
1) Der Faris (nach Mickiewicz).
2) Fernando.

II. Lyriſches.
1) Ode an die Jugend (nach Mickiewicz).
2) Dithyrambe.

III. Erotiſches.
1) Die Veilchen.
2) Die Glöckchen.
3) Das Gewand.
4) Frauenliebe.
5) Troſt.
6) Abend und Morgen.

I. Lyriſch-Epiſches.

1. Der Faris.

Nach dem Polniſchen des Adam Mickiewicz.

O wie glücklich der Araber! — ſprengt auf dem Roß
Vom Fels in die Wüſte, ſo weit und ſo groß!
Vom Hufſchlag im Sande der Schall erliſcht,
Wie wenn glühendes Eiſen im Waſſer erliſcht.
In das Glutmeer bringt er, die Sandwog', hinaus,
Wie die Bruſt des Delphins durch des Meeres Graus.
Und ſchneller und ſchneller er ſchwimmt wie der Wind,
Den Sand kaum berührend, der unter ihm rinnt.

Schwarz iſt mein Roß, ſchwarz wie der Orkan,
Ein Morgenſtern hat auf der Stirn den Sitz;
Es flattert die Mähn' auf der Sturmesbahn,
Es glänzet der Fuß wie ein leuchtender Blitz.

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz macht, ihr Wälder, ihr Berge, mir!

Ein Palmenbaum mir ſchattig winkt,
Zum Haupt die Frucht herniederſinkt —
Ich flieh' ſeinen Schutz — er birgt voll Scham
Sich in die Oaſe; — des Wegs, den ich nahm,
Des verwegnen, ſpottet ſein rauſchend Blatt;
Der Fels, der die Grenzwacht der Wüſte hat,
Er wendet mir zu ſein düſter Geſicht —
Und giebt zurück meiner Hufe Schall,
Wie wenn er drohend zu mir ſpricht:

„Wohin, du Toller? — Kein Palmenbaum,
Kein Zelt iſt dort im weiten Raum!
Der brennende Pfeil aus dem Sonnenball
Verſengt dein Haupt da überall!
Nichts ſchützet dich, als des Himmels Zelt;
Es ſchläft nur der Fels im wüſten Feld,
Und Sterne nur wandern in einſamer Welt!"

Fleuch an! Fleuch an! Ich wende den Blick; —
Es fliehen die Felſen beſchämt zurück,
Und einer hinter dem andern ſich bückt,
Daß nicht mein flüchtig Aug' ihn erblickt! —

Ein Geier ihr Drohn vernimmt, und ſich müht,
Daß er mich ſchnell ergreif',
Durchſchifft die Lüfte mir nach, und zieht
Dreimal um mein Haupt einen dunklen Reif.

„Ich witt're, ich witt're Leichengeruch!
O wilder Reiter, laß ab! genug!
Suchſt hier du, wilder Reiter, die Bahn?
Glaubt hier dein Roß, daß es weiden kann?

Hier ſucht nur der Samum ſeinen Pfad,
Für Schlangen die Wüſte nur Speiſe hat.
Nur Leichen hier ſchlummern den Todestraum
Nur Geier durchwandern den öden Raum!“

Er ſchrie's und ſtreckt die Krallen nach mir;
Und dreimal uns ſchau'n in's Auge wir —
Und wer von uns war's, der erſchrak?
Es war der Geier, der erſchrak!

Fleuch an! Fleuch an! — Ich hebe den Blick —
Weit war ſchon der Geier zum Himmel zurück,
Schwarz, wie ein Vöglein — ein Schmetterling —
Eine Mücke dann, — bis er im Blau verging!

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Macht Platz, ihr Felſen, ihr Geier, mir!

Des Geiers Drohn eine Wolke vernahm,
Und, entfaltend die weißen Flügel, ſie kam.
Am Himmel will ſie — danach ſteht ihr Sinn —
Ein Renner ſo ſeyn, wie auf Erden ich bin.
Und ſchwebt dann um das Haupt mir auch,
Und flüſtert mir zu auf des Windes Hauch:

„Unſinn'ger, wohin? Wo die Hitze zerbirſt
Deine heiße Bruſt, wo verſchmachten du wirſt?
Keine Wolke dir wäſcht dein brennend Haupt
Mit ihrem Naß, wenn es heiß beſtaubt,
Kein Bach dich lockt mit Silberklang,
Keinen Tropfen je der Wanderer trank?

Denn eh' der Thau ſich niederſenkt,
Hat ſchon ihn der lechzende Wind verſengt!" —
Umſonſt ſie mir droht. Fleuch an! Geſchwind!
Die Wolke, erſchöpft, ſchon zu ſchwanken beginnt —
Schon neigt ſie das Haupt — und hält ſich an
Am Fels — ich wende den Blick, doch dann
Schon trennt uns ein Horizont; — und bald
Schau' ich die Wolke, wie ihre Geſtalt
Ihr innerſtes Herzgefühl mir malt: —
Zorn macht ſie erſt roth, dann gelb der Neid;
Drauf nimmt ſie ein ſchwarzes Todtenkleid, —
Und hinter den Felſen hinab
Sinkt ſie in ihr Grab. —

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz machet ihr Geier, ihr Wolken, mir!

Als wär' ich die Sonne, ſo ſchaut' ich umher,
Sah Niemand als mich am Geſichtskreis mehr!

Hier hat Natur im Schlaf die Augen zu,
Die Elemente bleiben um mich her in Ruh,
Wie wohl im neuentdeckten Inſelland
Furchtlos das Thier dem Menſchenblicke ſtand. —

Doch, Gott! bin allein nicht, der Erſte nicht hier —
Eine Schaar glänzt vom Sandlager her zu mir.
Sind es Reiſende wohl, ſind es Räuber gar,
Iſt's eine auf Reiſende lauernde Schaar?

Wie ſind die Reiter doch ſo bleich,
So ſchrecklich weiß die Roſſe zugleich!

Ich eile hinzu — ſie regen ſich nicht;
Ich ruf' ihnen zu — doch Keiner ſpricht.

O Gott! es ſind Leichen! — Vom Sturm einſt verweht
Im Sand eine Karavane ſteht!
Es reitet noch auf der Kameele Gebein
Das Gerippe der Mauren im grauſigen Reih'n.
Durch die Höhle, in der einſt das Aug' geglüht,
Durch die Kinnbacken, wo einſt die Lippe blüht',
Rinnt heißer Sand ſeit Jahren ſchon,
Und murmelnd ſcheint alſo mir zu drohn:

„Unſinn'ger, wohin? Bald kommt der Orkan,
Und faßt dich mit Rieſenarmen an!"

Fleuch an! Fleuch an! mein weißfüßig Thier!
Platz machet, ihr Leichen, Orkane, mir!

Und Afrika's entſetzlichſter Orkan,
Der je die Wüſt' durchbrauſet mit Gebrüll,
Geht einſam um im ſand'gen Ocean.
Von weitem ſchaut er mich, und ſtaunt, ſteht ſtill —
Rollt um ſich ſelbſt, und ſpricht ſodann:

„Was iſt das für ein elend Lüftchen nur,
So hin ſich ſchleppend, winziger Natur!
Daß ſolch ein Abenteurer unverzagt
Hier in mein Wüſtenerbtheil her ſich wagt?"

Roth werdend dringt er dann auf mich ein,
Wie ein wandernder Pyramidenſtein,
Und ſehend, daß ich ein Sterblicher bin
Und weichen nicht will — da wüthet er hin,

Da ſtampft mit dem Fuß die Erde er,
Daß halb Arabien ſich wälzt umher.
Wie ein Geier wohl nach dem Sperling hackt,
So er mich mit Wirbelflügeln packt.
Es glüht mich ſein Feuerathem an,
Wirft mich in die Luft, zur Erde dann.

Da ſpring' ich auf, und kämpf', und in Eil'
Durchbrech' ich der Rieſenwirbel Knäu'l,
Zerreiß' ihn, zermalm' ihn, es knirrſcht der Zahn
Auf des Sandkörpers Stücke. Es will der Orkan
Entwinden ſich meines Arms Gewalt
In einer Säule Rieſengeſtalt.
Doch kommt er nicht los, er zerbricht dabei;
Das Haupt ſinkt in Staubregen morſch entzwei.
Zu den Füßen die Leiche geſtreckt ſich ſchon hat,
Die gewaltige, wie der Wall einer Stadt! —

Da athm' ich frei, und ſchau' empor
Mit Stolz zu der Sterne leuchtendem Chor.
Sie ſchau'n mit den goldnen Augen mich an,
Als mich ſie nur ſehn in der Wüſte alsdann.
O! iſt's doch ſo ſüß hier zu athmen, ſo weit
Die Bruſt ſich öffnet — wie athm' ich erfreut
So frei und ſo voll! Kaum genügen kann
Meiner Lunge die Luft von Arabiſtan!
Wie ſüß iſt's, zu ſchauen ſo weit umher!
Mein Aug' ſich erweitert, erſtarkt ſo ſehr,
Dringt über den Horizont hinaus!
Wie ſtreckt ſich's ſo ſüß hier die Arme aus,

So krank und ſo frei und ſo weit in das All,
Als umfaßt' ich den ganzen Weltenball!
Mein Gedanke fliegt höher in Pfeilesflauf
Und höher und höher zum Himmel hinauf!
Und wie die Biene ſich ſenkt in's Grab
Zugleich mit ihrem Stachel hinab:
So taucht mein Gedanke die Seele ſo rein
Tief in den Blumenhimmel hinein!

Fernando.

Zog ein Ritter einſt von hinnen,
Hoch und ſtolz, in ernſtem Muth,
Als von Salamanka's Zinnen
Strahlte rothe Morgenglut.

Jungen Tages friſche Schwingen
Schlagen in der Männerbruſt,
Der Trommeten fernes Klingen
Weckt ihm freud'ge Schlachtenluſt;

Und das treue Schwert zur Seite,
Klirrend an der ehrnen Wehr,
Sprengt hinaus er in die Weite,
Fernhin zu Granada's Meer.

Sonne blickt ſchon hell und warm,
Als er in Orangenhainen

Einen Jüngling ſiehet weinen,
Eine Zither in dem Arm;

Ganz erblaßt von tiefem Sehnen,
Von durchwachter Nächte Pein,
Sieht er ihn am Baume lehnen,
Klagend in den Wald hinein. —

„Jüngling, was haſt du verloren?
Sprich! warum haſt du erkoren
Düſtre Waldeseinſamkeit,
Klagend ihr dein einſam Leid?“ —

„Komme von Sevilla's Hallen,
Eile nach Valencia's Flur,
Will zur Mutter Gottes wallen
Auf der heil'gen Pilger Spur.“

„Ach! im Kummer mußt' ich gehen
Aus der Väter hohem Haus!
Einer Jungfrau ſtolz Verſchmähen
Stieß mich in die Welt hinaus!“

„Nun von ihr, die ſo gelitten
In des Sohnes Todesnoth,
Von der heil'gen Mutter, bitten
Will ich Liebe oder Tod!“ —

Doch da zürnt der hohe Ritter
Um den träumeriſchen Tand:
„Sprich! ziemt wohl die weib'ſche Zither
Eines Span'ſchen Mannes Hand?“

„Aus dem Aug' unwürd'ge Thräne!
Lockt dich nicht das stolze Roß
Dorten mit der muth'gen Mähne?
Nicht das blinkende Geschoß?"

„Fort zu Saracenenschaaren,
Die schon gen Granada ziehn!
Laß die Weiber Liebe wahren;
Nur aus Kampf und aus Gefahren
Männern kann das Glück erblühn!" —

Sprach's. — Da dringt durch Laubgeflechte
Plötzlich heller Sonnenstrahl,
In des Ritters starker Rechte
Blinkt der hellumflammte Stahl.

Ganz von lichtem Glanz umflossen
Steht die eherne Gestalt;
Feder, die den Helm umgossen,
Flatternd in die Lüfte wallt.

Mannesmuth und Manneskraft
Sich in Jünglingsbrust errafft;
Schamvoll glühen ihm die Wangen
Um das weiche Liebesbangen;

Und, im Aug' ein edles Feuer,
Schaut er auf den Rittersmann,
Und — zerschlägt die blanke Leier,
Legt den starken Stahl sich an;

Schüttelt aus dem Aug' die Thräne,
Steigt auf's Roß mit stolzer Mähne,

Sprengt mit jenem dann hinaus
Muthig in das Schlachtengraus. —

Ringsum schallen Heldensänge,
Frohe Provencalenklänge
Von Fernando's Ruhm und Macht
In der Saracenenschlacht.

Wackre Kämpfer zu ihm dringen
Aus den Landen fern umher,
Unter ihm nach Sieg zu ringen,
Unter ihm ein furchtbar Heer! —

Doch nicht freuen ihn die Lieder,
Nicht der Siege goldner Preis,
Liebe nicht der Waffenbrüder —
Sehnsucht drückt ihn schwer und heiß. —

An dem steilen Felsenpfade,
An dem sich die Wog' ergießt,
An Granada's Meergestade
Er die ferne Lieb' oft grüßt:

„Jungfrau mit dem dunkeln Auge,
Hehre, himmlische Gestalt,
Mit dem schwarzgelockten Haare,
Bist mir ewig stumm und kalt?"

„Fühl' ein endlos Heimathwehen,
Denkend deiner Stimme Ton;

Hör', o Jungfrau, hör' mein Flehen;
Sieh, auch ich bin Spaniens Sohn!"

Und es rauſcht wohl nimmer bänger
Dann die ſturmbewegte See,
Und im Herzen immer reger
Drückt ihn heißes Liebesweh.

Aber einſt, in Sturmestoben,
Trennt ſich ſchnell die Wolkennacht:
In die Fluthen glänzt von oben
Groß ein Stern in heller Pracht;

Und es taucht mit hellen Gluten,
In dem Dunkel ganz allein,
Sanft ſich wiegend auf den Fluthen,
Auf ein heller Widerſchein;

Und ihm iſt, als auf den Wogen,
Aus der Ferne hergezogen,
Schweb' ein helles Aug' dahin,
Schaue liebend hin auf ihn;

Ja, ihm iſt, als ſteig' im Meere
Aus dem Auge die Geſtalt —
Ja, ſie iſt's, die Theure, Hehre!
O! ihn treibt's mit Allgewalt,

Nach dem theuren Bild zu faſſen,
Dringend in die Fluth hinein —
Doch die düſtren Wolkenmaſſen
Hüllen Stern und Auge ein. —

Weithin die verklärten Höhen
Silbern ſchon der Mond umzieht;
Auf der Flur Geſtalten ſtehen,
Die der Menſch erſchrocken flieht;

Kleiner Elfen ſtumme Schaaren
Spielen ihren frommen Reih'n;
In die Fluth mit naſſen Haaren
Laden Nixen trügend ein. —

Seinem ew'gen Stern vertrauend,
Hellem Aug' im dunklen Meer,
Nach Sevilla gläubig ſchauend,
Zieht Fernando ſtill daher.

Enge, ſteile Felſenklüfte
Oeffnen ihm ihr grauſig Thor,
Mancher Laut durch ſtille Lüfte
Seltſam dringt zu ſeinem Ohr; —

Doch dem Jüngling will's nicht bangen,
Dünkt ſich ew'gen Mächten nah,
Seit ihn jenes Bild umfangen,
Seit er ſie im Sterne ſah.

Ueber umgeſtürzten Bäumen
Strauchelt wohl das treue Roß,
Bangend vor des Waldſtroms Schäumen,
Der vom Fels ſich niedergoß;

Aber bäumend hält's am Rande.
Vor ihm, die er liebt ſo heiß,

Steht im flatternden Gewande,
Mit dem Antlitz lilienweiß.

Seltsam fühlt der Jüngling wogen
In sich bange Schmerzenslust,
Sinkt, gewaltsam hingezogen,
An des Wesens fromme Brust;

Und sie wiegt ihn in den Armen,
Streichelt ihm das goldne Haar,
Läßt am Herzen ihn erwarmen,
Schaut ihn an so lieb und klar;

Spricht zu ihm mit sanftem Blick:
„Jüngling, droben wohnt nur Glück!“

Ewig Verlangen,
Ungestillt Bangen,
Endloses Sehnen,
Schmerzliche Thränen,
Das ist der Erde Geschick!

Jene uralten
Nebelgestalten,
Die sich entfalten
So vor der Seele dir,
Sind nicht von hier!

Aethergewoben
Wohnen sie droben,
Schweben nur manchmal hernieder,
Rufen in Tönen der Lieder,

Strahlen dir hohes Entzücken
Aus frommer Mägdelein Blicken,
Winken aus goldenen Sternen,
Locken aus bläulichen Fernen,
Und aus des Feuers Gluten,
Und aus der Ströme Fluthen,
Wesenlos,
Schatten bloß!

Willst sie erfassen,
Mußt du sie lassen:
Denn sie erblassen,
Und, wie schuldbewußt,
Schlägt dir die Brust;
Und du bangst bänger,
Und verlangst länger,
Sehnst dich unendlicher,
Weinest nur schmerzlicher. —

Jüngling, fliehe zurück!
Droben wohnt nur Glück! —

II. Lyriſches.

1. Ode
an die Jugend.

Nach dem Polniſchen des Adam Mickiewicz.

Die Völker? Ohne Herz und Geiſt! — Skelette! —
Drum, Jugend, leih' mir Deine Schwingen! Sieh,
Daß über dieſe todte Welt ich rette
Mich auf in's Himmelreich der Phantaſie; —
Wo die Begeiſt'rung ſchafft ein Wunderland,
Uns windet eine neue Blumenkette,
Und Hoffnung hüllt in goldenes Gewand.

Wag', wen umzieht des Alters Grau'n,
Das Haupt zur Erd' herabgebeugt,
Nur jenen Kreis der Welt beſchau'n,
Den ihm ſein blindes Auge zeigt!

Du, Jugend, ſchwing' über die Fläche Dich auf!
Und mit dem Auge des Sonnenballs
Durchdringe im Alles umfaſſenden Lauf
Die ganzen Maſſen des Menſchheitalls! —

Nun ſchau' hinab — da deckt ein ew'ger Nebel-
ſchaum,
Vom Meer der Trägheit überſchwemmt, den gro-
ßen Raum; —
Dies Deine Erde iſt! —

Und ſieh, wie aus dem düſtren Meer
Ein elend Schalthier aufkriecht ſchwer,
Sich ſelbſt Schiff und ſein eigen Steu'r zugleich,
Nach kleinern Thieren lechzt im feuchten Reich;
Wie's untertaucht und wieder auf ſich müht —
Wie keine Well' es lockt, es keine an ſich zieht; —
Bis es am Riff wie Blaſen ſchnell zerſtiebt; —
Sein Daſeyn Keinen freut, ſein Tod Niemand betrübt; —
Das iſt ein Egoiſt! —

Doch, Jugend! Dir iſt Lebensnektar dann
Nur ſüß, wenn ihn ein Andrer theilen kann;
Denn Himmelsſeelen tränken Freuden nicht,
Als wenn ſie Tugend eng umflicht.

Drum an einander, Jugendgenoſſen!
Aller Glück ſey Aller Ziel.
In Begeiſt'rung beſonnen, durch Einheit Viel —
So, Freund'! an einander geſchloſſen!
Ja, glücklich ſelbſt, wer fällt in dieſem Lauf,
Zu dem ihn heil'ger Eifer führt hinauf.
Es fällt ſein Körper nieder nur zur Erde,
Damit dem Freund ſein Geiſt die Ruhmesſtaffel werde!
Drum an einander geſchloſſen!

An einander, Jugendgenoſſen!
Iſt der Weg auch ſchlüpfrig, verengt,

Die Pforte von Schwachheit, Gewalt verſchloſſen,
So ſey Gewalt mit Gewalt verdrängt!

Wer in der Wiege ſchon geköpft die Hyder,
Als Jüngling ſchon Centauren macht' erſtarren,
Der nimmt der Höll' auch ihre Opfer wieder,
Auf den im Himmel Lorbeern harren.
Erfaſſe drum, was noch kein Aug' erblickt,
Zerknicke, was noch nie Vernunft zerknickt!
Den Adlern ja gleicht Deiner Schwingen Flucht,
Dein Arm, o Jugend, hat des Donners Wucht!

Ha! Arm in Arm, mit ſtarkem Band die Schranken
Des Erdballs rings umkreiſ't!
In einen Brennpunkt werft Aller Gedanken,
In einen Punkt werft Aller Geiſt!
Wir, Erde, Dich aus Deinen Fugen rücken,
Und werfen Dich in eine neue Bahn;
Die faule Rinde von Dir ab wir pflücken,
Dann blickt der grünen Jahre Bild uns an! —
Und wie, als finſter noch und wirr die Erde,
Zum Kampf ſich jedes Element geſtellt,
Des großen Gottes donnernd: Werde!
Hervorrief einſt der Dinge Welt; —
Dann Winde hauſten, ſich verliefen Meere,
Des Himmels Blau enthüllte Sternenheere: —
So ſiehſt Du Nacht noch auf der Menſchheit liegen,
Des Willens Elemente ſich bekriegen, —
Doch in der Jugend auch das heil'ge Feuer brennen,
Das los die Geiſter wird vom Chaos trennen!

Aus ihrem Schooß wird ſich die Lieb' erheben,
Der Freundſchaft wird ſie ew'ge Bande weben.
Das Eis, das fühlloſe, dann bricht;
Kein Vorurtheil verfinſtert mehr das Licht!
O, Heil Dir, Freiheitsmorgenroth! o Wonne!
Es folgt Dir der Erlöſung goldne Sonne!*)

2. Dithyrambe.

Wein! ſieh, ich preiſe dich!
Nicht, wie der Zecher,
Der nur den Wohlgeſchmack
Sich auf die Zunge wünſcht;

Sondern weil alles,
Was in des Herzens
Tiefen uns ſchlummert,
Du in uns aufregſt!

Weil du der Liebe
Himmliſches Walten
Mächtig hervorrufſt
Uns in dem Herzen!

*) Die beiden letzten Zeilen ſind hiſtoriſch merkwürdig geworden, weil ſie, an dem Rathhauſe zu Warſchau am 30. November 1830 angeſchlagen, zuerſt den polniſchen Aufſtand begrüßten.

Weil, was da Großes,
Weil, was da Heiliges
Menſchen nur dachten,
Du vor die Seele führſt!

Weil Du den Muth ſtählſt,
Wenn mit dem Schwert wir
Treulich bekämpfen
Alles das Schlechte!

So wie am Boden
Jeglichen Faſſes
Trübes ſich anlegt,
Klares nach oben ſtrebt:

Alſo verſenkſt du
Tief in den Abgrund
Und in Vergeſſenheit
Irdiſches Alles!

Und nur das Wahre,
Und nur das Schöne,
Und nur das Gute
Läſſeſt du droben!

Blinkt nicht die Sonne
Heller durch Blätter?
Strahlt nicht der Himmel
Blauer da droben?

Sieh! darum regt ſich
Mächtig das Herz mir,
Seh' ich im goldnen
Römer dich blinken!

III. Erotiſches.

1. Die Veilchen.

Noch ein Veilchen,
Kleine Veilchen,
Blühet, meiner Liebe Stern'!
Euer bläuliches,
Euer treuliches
Aug' hat mein herziges Liebchen ſo gern!

Denn dem Scheuen
Gabt Ihr Treuen
Stummer Liebe Sprache-Hauch;
Unermeßliches,
Unvergeßliches
Duftet Ihr ihm nun entgegen auch!

Sagt, was nickt Ihr,
Sagt, was blickt Ihr
Mich ſo deutſam fragend an?
Strahlt ſo ſonniglich,
Lockt ſo wonniglich,
Daß ich ſo nimmer Euch laſſen kann!

Wenn am Abend
So erlabend
Weint in Euch der Perlenthau,
Schaut mit bangenden,
Mit verlangenden
Thränen mein Auge die Blüthenau'.

'S iſt, als bliebe
Meine Liebe
Feſt mit Euch im ew'gen Bund;
Durch Euch erworben ſeyn,
Mit Euch geſtorben ſeyn,
Blühen und welken zur ſelbigen Stund'!

Bald vergehet,
Bald verwehet
Euer farb'ger Duft mit Euch;
Sinkt in's bängliche,
In's vergängliche,
Bleichende, welkende Todtenreich! —

Drum ein Veilchen
Noch, Ihr Veilchen,
Blühet, meiner Seele Stern'!
Euer bläuliches,
Euer treuliches
Aug' hat mein herziges Liebchen ſo gern!

2. Die Glöckchen.

Hoch auf der grünen Alpe da
Steht früh der Hirtenknab';
Die Glöcklein klingen fern und nah
In's tiefe Thal hinab; —
Und drunten ſchaut zum ſtillen Haus
Das Mägdlein ſehnſuchtsvoll hinaus:
„O Hirtenknab'! wie hell und fein
Schallt her dein Glöckelein!" —

„„O Mägdlein du, ſo hold und traut,
Wie iſt's hier oben trüb! —
Es ruft in ferner Glöckchen Laut
Mir ungeſtillte Lieb'! —
Schon wenn ergraut das Morgenlicht,
Hab' ich dich, trautes Liebchen, nicht! —
Drum ruft zu dir das Glöckelein:
Ich möchte bei dir ſeyn!""

„„Doch Alpenblümchen, hold und blau,
Sehn mir oft freundlich zu;
Ich ihnen in die Aeuglein ſchau',
Da find' ich ſüße Ruh;
Dann kommt im Traum der Abendrothn,
Der Berge glühend rother Schein;
Mir iſt, als ob ich bei dir wär';
Und Glöcklein klagt nicht mehr.""

Das Mägdlein drauf in ſtiller Ruh,
In ſüßer Seelenluſt,
Schließt's Fenſterchen nun wieder zu,
Der treuen Lieb' bewußt. —
Lockt auch der Ton das Thal entlang,
Dem Mägdlein wird das Herz nicht bang;
Die blauen Blümchen ſtehn ja da,
Sie iſt ihm ewig nah.

3. Das Gewand.

Ach, wie durchzuckt mich des Himmels Blau,
Der azurnen Berge Rand!
Und wenn ich in die Fluthen ſchau', —
Mein Lieb hat ein blau Gewand.

Und es umgießt den holden Leib,
Als umzög' ſie der Himmel ſo rein.
Und ſink' ich dann an das göttliche Weib,
Sink' ich in den Himmel hinein.

Und ſchreitet die Herrliche fern daher,
Durchzittert mich Sehnſuchtsweh,
Wie wenn ich, gelagert am Himmel umher,
Blaue Berge mich locken ſeh'; —

Denn da will's in's Weite, da treibt mich's gleich
Fern über die Berge hinaus,

Um jenſeits zu ſuchen das ſonnige Reich,
Unter Blüthen das wonnige Haus! —

Doch denk' ich im Geiſte der blauen Geſtalt, —
Da wird mir ſo wohlig zu Muth,
Als ſchaut' ich hinab vom ſichern Halt
In die plätſchernde ſtille Fluth!

Und es wiegen die Sinne auf ihr ſich hin,
Und es wogt ſo mild in der Bruſt! —
Auf dem Lebensſtrom ſchwimme ich ſanft dahin
Mit des Fiſchleins wonniger Luſt!

Ach! wie durchzuckt mich des Himmels Blau,
Der azurnen Berge Rand! —
Und wenn ich in die Fluthen ſchau', —
Mein Lieb hat ein blau Gewand! —

---

4. Frauenliebe.

Sie nahm mich in die Arme,
Küßte tauſendmal mir den Mund,
Sie drückte mich an ihr Herze
Und herzte mich liebeswund.

Wund hat ſie mich geherzet
Und läßt nun verbluten die Bruſt.
Das nennen ſie Liebeswonne,
Das nennen ſie Liebesluſt! —

Sie wagt ihr ganzes Wehe,
Sie wagt ihr ganzes Glück,
Daß ſie nur einmal mich ſähe
Und tränk' meiner Augen Blick.

Noch Abends glüht wie die Roſe
Vom Antlitz der Liebe Schein,
Es leuchten der Augen Blitze
Mir tief in die Seele hinein; —

Und über Nacht bin verrathen
Ich ſchon an den andern Mann!
Und ſelbſt ſchilt ſie mich Verbrecher,
Weil ich ihre Liebe gewann. —

Wund hat ſie mich geherzet
Und läßt nun verbluten die Bruſt. —
Das nennen ſie Liebeswonne,
Das nennen ſie Liebesluſt!

---

5. Troſt.

Kann mir's doch Niemand nehmen,
Daß ich ſie feſt umſchlang,
Den ſüßen Leib ich gehalten,
Umſchlungen wohl Stunden lang.

Kann mir's doch Niemand nehmen,
Daß ſie mich glühend umfing,

Und in einander verſunken
Die Welt um uns rings verging!

Kann mir's doch Niemand nehmen,
Daß ich ihre Seele trank,
In Sehnſucht aufgelöſet,
Sie in mein Herz verſank!

Und ſie auch nicht iſt dieſelbe
Mehr, die ſie geweſen dieweil,
In ſich hat ſie eingeſogen
Von meinem Selbſt ein Theil.

Des kann ſie nimmer vergeſſen!
Nicht, wie mein Aug' geglüht,
Nicht, wie mein Herz geſchlagen,
Mein ganzes Seyn ihr erblüht.

Kann mir's doch Niemand nehmen, —
O Herz! poche nicht zu laut! —
Daß ich, was Tauſend begehret,
Als mein, mein eigen geſchaut!

---

6. Abend und Morgen.

O geh' nicht Abends im ſäuſelnden Hain,
Stehſt du in der Welt ohne Liebe allein! —
Es werden da Stimmen im Buſen dir wach,
Die ziehn durch die flüſternden Bäume dir nach,

Und rufen dir zu:
Haſt kein Liebchen denn du? —

O geh' nicht im Mondſchein zum flimmernden Quell,
Hältſt du nicht ein Lieb im Arme, Geſell!
Es tauchen dir Schatten aus Wogen hervor,
Es ziehen entſchlaf'ne Geſtalten empor; —
Die ſchauen dich an; —
Wirſt du weinen nicht dann? —

Und ſtehſt du auf Bergen im Abendroth da,
Und lauten im Dörflein die Glocken dir nah,
Beflügeln die Wölkchen nach Abend den Lauf,
Gehn lockend im Morgen die Sternlein auf:
Willſt du überall hin —
Ach, und weißt du wohin?

Und du gehſt wohl hinab dann in's einſame Haus,
Zu weinen im Bettlein den Kummer dir aus, —
Und harrſt auf die tröſtende Mutter, die Nacht,
Die Alles im Thal nimmt, was ſehnend wacht,
Und ſanft trägt und weich
In der Träume Reich. —

Doch ſchauet der Tag in dein Kämmerlein,
Und funkelt der Thau im Morgenrothſchein, —
Da iſt's luſtig auch ohne Lieb' in der Welt
Und wird auch das Herz dir ſonnenerhellt; —
Nur freudiger Klang
Zieht die Flur entlang!

Hinaus dann! Im Wald dich nichts fragend umweht,
Es lispelt der Baum nur ſein Morgengebet;
Nicht taucht dir die düſtre Geſtalt aus dem Quell;
Klar ſchaut er dich an und ſilberhell,
Und aus ihm quillt
Nur dein eigen Bild.

Hinaus dann! Beflügle zum Berge den Lauf,
Und ſchwinge dich muthig zum Gipfel hinauf! —
Dort ſteht dir zur Seite die Hoffnung im Blau,
Schaut thatendurſtig hinaus in die Au,
Und wundernd dich fragt:
Haſt da drunten geklagt? —

Inhalt

des ersten Bändchens.

Seite.

Die Tuchherren von England. Novelle. . . . . 1.

Musikalisch-dramaturgische Aufsätze:

1) Ueber die Oper und ihre Bedeutsamkeit im Allgemeinen. . . . . 67.

2) Ueber die Nothwendigkeit und Wirksamkeit der musikalisch-dramaturgischen Kritik. . . . . 73.

3) Ueber die Nationalität in der dramatischen Musik und deren Verwandtschaft mit der der Volkslieder und Volksmährchen. . . . . 84.

4) Ueber den Bau und die Zusammensetzung der einzelnen Theile der Oper und über Opernstoffe in's Besondere. (Bei Gelegenheit der Beurtheilung von Maria Weber's Oberon. . . . . 101.

Zweites Bändchen.

Seite.

Die Taschenbücher. Eine humorist. Novelle. . . 1.

Rhytmisches. . . . . 75.